

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

2. Heft

Februar 1930

5. Jahrgang

Wintermorgen

von Karl-Heinz Schuleri-Hermannstadt

Verschlafen durch die Nebelschleier dringt
Das Sonnenlicht, fahl, nieder auf die Stadt.
Ein Bettler, der die Nacht durchfroren hat,
Rasch, zitternd, an sein sonnig Plätzchen hinft.

Der Wind hoch oben über Dächern schwingt
Im weißbereiften Hochautemendraht.
Der Frühreif klirrt noch einmal. Sonnenmatt
Und losfichlösend er zu Boden sinkt.

Jetzt, wo ich durch die blassen Straßen geh,
Ganz leise seufzet es bei jedem Schritt.
Es ist der kühle, grauberauchte Schnee.

Und weht durch die Akazienallee
Nun es in starren Weiten scheu entflieht:
Ein kleines, schmerzerfülltes Sehnsuchtslied.



Dr. Karl Wolff, ein auslandsdeutscher Volksführer

von Emil Neugeboren

Die Siebenbürger Sachsen haben vor einigen Monaten den Tod eines Mannes zu beklagen gehabt, der jahrzehntelang an erster Stelle in der Volksführung gestanden hatte. Am 3. Oktober 1929 ist Dr. Karl Wolff gestorben, kurz vor Vollendung des 80. Lebensjahres.

Dr. Karl Wolff kann als der Typus eines auslandsdeutschen Volksführers angesehen werden, im Handeln wie im Leiden. Kolonistenchicksal in jeder Hinsicht war in ihm verkörpert. Stets mit dem Blick aufs Ganze, alle Seiten des Volksdaseins aufmerksam umfassend, mußte er sein Lebenswerk meistens in Verteidigungsstellung gegen nationale Gegnerschaft durchführen, und als er am Ziele zu sein schien, brach infolge eines äußeren Umschwunges ein großer Teil davon zusammen. Aber wenn auch gar nichts mehr davon übriggeblieben wäre, als Zeuge für den starken Lebenswillen seines Volkes, eines Teiles des Auslandsdeutschtums, würde Karl Wolff doch dauernd in der Erinnerung der Volksgenossen fortleben.

Karl Wolff, geboren am 11. Oktober 1849 in Schäßburg und dort aufgewachsen, hat seine öffentliche Tätigkeit als Journalist begonnen, indem er 1874 der erste Leiter des damals gegründeten Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes — bis zur Stunde die führende Zeitung der Siebenbürger Sachsen — wurde. In dieser Art des Beginnes liegt ein moderner Zug. Wolff war der erste Berufsjournalist der Siebenbürger Sachsen, wenn er es auch nicht lange blieb: man hatte auch hier erkannt, daß die Presse ein wirkungsvolles Mittel im Kampfe um die Geltung in der heutigen Welt ist. Der politische Kampf, wie er damals von den Sachsen geführt wurde und an dem die jugendliche Kraft Wolffs, bald auch Reichstagsabgeordneter, 1881 — 1885, den Löwenanteil hatte, erscheint freilich heute nicht sehr glücklich, weil er sich zum Teil auch gegen unabwiesbare Notwendigkeiten des ungarischen Staates richtete, er hat aber doch wenigstens die gute Wirkung gehabt, im Volke selbst die Widerstandskraft zu erhalten. Wolff selber war derjenige, der noch zur rechten Zeit erkannte, daß in der Stellungnahme der Sachsen gegenüber dem Staat eine Wendung eintreten müsse, und diese Wendung knüpft sich vor allem an seinen Namen; sie wurde auf dem sogenannten Sachsentag vom Jahre 1890 vollzogen, auf dem Wolff den Vorsitz führte, und bestand darin, daß die Sachsen fortan eine regierungsfreundlichere Haltung annahmen. Zur Erkenntnis dieser Notwendigkeit hat vor allem die Erwägung geführt, daß der fortgesetzte politische Kampf nicht nur die Kräfte von wirtschaftlicher Arbeit abhielt, sondern auch die äußeren Bedingungen für eine solche erschwerte. Das sächsische Volk aber bedurfte dringend der wirtschaftlichen Kräftigung, einer völkischen Wirtschaftspolitik. Für diese war gerade eben Wolff der vorherbestimmte Mann. Mit der Übernahme der Leitung der Hermannstädter Allgemeinen Sparkassa, 1885, betrat er das eigentliche Gebiet seiner Lebensarbeit. „Drei Jahrzehnte lang — sagt einer der Nachrufe für ihn in sehr passend gewähltem

Bild — ist Wolff im Direktorzimmer der Sparkassa im wahrsten Sinne des Wortes am Schalkbrett der nationalen Energien geseßen.“ Mit der durch seine Tätigkeit gewaltig gemehrten Kapitalkraft dieses Geldinstitutes im Rückhalt hat Wolff systematisch die Stärkung und den Ausbau der materiellen Grundlagen des sächsischen Volkslebens in Angriff genommen. Hierbei kommt nun so recht das Eigenartige der Stellung des auslanddeutschen Führers zum Ausdruck. Und zugleich eine siebenbürgisch-sächsische Besonderheit. Der Wirtschaftsführer im geschlossenen deutschen Gebiet des Mutterlandes arbeitet automatisch für sein Volk, wenn er Wirtschaftswerte schafft; in der nationalen Diaspora muß er bei jedem Handgriff an der von ihm bedienten Wirtschaftsmaschine darauf bedacht sein, daß das Ergebnis dieser Tätigkeit, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise den eigenen Volksgenossen zugute komme, denen ja dadurch die Stellung im nationalen Lebenskampf gestärkt werden soll. So bekommt die Wirtschaftsarbeit hier einen ausgesprochen idealistischen Zug, den sie anderwärts nicht oder nicht in solchem Maße hat. Er wird noch verstärkt durch den ausgeprägt sozialen Sinn, mit dem bei den Sachsen Wirtschaftspolitik getrieben wird. Da war nun Wolff der lebendigste Träger dieses Sozialismus. Er, der hervorragende Arbeiter im Dienste kapitalistischer Einrichtungen, wie es eine Sparkassa und industrielle Aktiengesellschaften sind, ließ den Kapitalismus „nur bei Verwendung zum gemeinsamen Nutzen und Besten“ gelten. Und eines seiner größten Werke, der Raiffeisenverband in Siebenbürgen, wollte nur eine Wiederaufnahme und Fortbildung des alten Genossenschaftswesens sein, in dem die Vorfahren der heutigen Sachsen als eine, durch innere Bänder eines ererbten sozialen Sinnes zusammengehaltene, Gemeinschaft gelebt hatten.

Der zweite Grundgedanke seines Strebens war die Fortsetzung der deutschen Kolonisation in Siebenbürgen. Ein höheres Ziel kann sich kein Auslandsdeutscher setzen; es gehört ein mit erdfestem Realismus gepaarter hochflodernder Idealismus dazu, einen solchen Gedanken zu fassen. Der politische Kämpfer, der in jüngeren Jahren die Hauptgefahr für sein Volk in äußerer Anfechtung gesehen haben mag, hatte erkannt, daß nicht der die Wipfel umtobende Sturm den Baum mit Vernichtung bedroht, sondern die verzehrende Krankheit, die an seinen Wurzeln nagt. Unten mußte die Kräftigung einsetzen. Es genügte aber nicht, den sächsischen Bauern wirtschaftlich durch den Kredit zu unterstützen, den der Raiffeisenverein bot, sondern es mußte etwas geschehen, daß nach jahrhundertelanger Zurückdrängung und Einengung des sächsischen Siedlungsgebietes dieses wieder schrittweise erweitert wurde. So unternahm es Wolff, mit Hilfe der Siebenbürger Vereinsbank auf Gütern, die diese kaufte und parzellierte, neue Kolonien anzulegen. Was damals in Ungarn und anderwärts der Staat durchzuführen suchte, das wagte Wolff mit privaten Mitteln zu tun. Kein Wunder, daß diese Seite seiner Tätigkeit, die kühnste und am weitesten schauende von allen, ihn selbst am lebendigsten beschäftigte. Sein Volk nicht nur erhalten, sondern auch mehr helfen — was hätte einen Mann von seiner glühenden Volksliebe tiefer befriedigen, mit stolzerer Freude erfüllen können?!

Daneben war das mannigfache Gemeinnützige, das er schuf, das Hermannstädter Elektrizitätswerk und die elektrische Straßenbahn, seine Eisenbahnpläne, das Volksbad

in Hermannstadt u. a. für ihn fast nur nebensächlich, obwohl er alles, was er angriff, mit rastlosem Eifer und mit größter Gründlichkeit bearbeitete. Im übrigen war er ein solcher Fanatiker der Arbeit, daß er sie schon um ihrer selbst willen verrichtete. Er durfte sich aber sagen, daß alles, was er tat, seinem Volke zugute kam, und der Idee des Volkstums gehörte die große Leidenschaft, die ihn verzehrte, darin Siebenbürger Sache in höchstgesteigerter Verkörperung unseres Wesens.

Mit dem Zeitungsschreiben und mit der Politik hatte er angefangen und beide Tätigkeiten blieben ihm lieb, auch zu einer Zeit, wo er sich ihnen nur selten hingeben konnte. Diese alte Liebe bewahrte ihn vor Einseitigkeit und Verknöcherung in einem einzigen Fach. Auch darin war er echter Auslandsdeutscher. Wir hier dürfen nicht im Sonderfach aufgehen; das ist ein oft empfundener Mangel, aber andererseits doch auch wieder ein Vorzug. Wolff hat keine Seite des Volkslebens ganz beiseite gelassen, für alles hatte er die richtige Schätzung und Einstellung in das Gesamtgefüge. Für alles war er zu tatkräftiger Unterstützung zu gewinnen. Vor allem behielt er die politische Führung in der Hand. Viele Jahre lang war er Vorsitzender des Zentralausschusses, der obersten Spitze der sächsischen politischen Volksorganisation, den Meinungen und Ratschlägen der in der vordersten Front stehenden Reichstagsabgeordneten verständnisvoll zugänglich und ihnen den festen Rückhalt schaffend.

Wie allen Männern der großen Tatkraft war auch ihm zuletzt tiefe Tragik beschieden. Der Siebzigjährige mußte fast sein ganzes Lebenswerk zusammenbrechen sehen. Auf die Verhältnisse des ungarischen Staates, dessen Idee er in seiner politischen Jugend erst heftig bekämpft hatte, war sein ganzes Schaffen eingestellt. Im Jahre 1918 hörte Wolffs Heimat auf, diesem Staate anzugehören. Alles, was er kolonialisatorisch zustande gebracht hatte, fand mit der großen staatsrechtlichen Umgestaltung ein jähes Ende. Zwar hatte der Krieg anfangs ermöglicht, wornach Wolff stets gestrebt hatte, daß sich der sächsische Bauer von seinen Schulden befreite, aber die schwere Wirtschaftskrise, die die Nachkriegszeit brachte, bedrohte den Bauernstand von neuem, die Geldentwertung entwertete auch die Hilfeleistung, die der Raiffeisenverband bieten konnte, und selbst die Mutteranstalt aller seiner wirtschaftlichen Schöpfungen, die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa, war vorübergehend bedroht. Innerlich gebrochen und tief verbittert, schied er von seinen Arbeitsgebieten, sich nur einiges wenigstens vorbehaltend, das aber seine noch immer rege Arbeitslust doch nicht mehr befriedigen konnte. Der hochbetagte Mann vermochte sich naturgemäß in die so von Grund aus umgewandelten neuen Verhältnisse nicht mehr zu schicken und verstand daher auch die Jüngern nicht mehr ganz, die sein Lebenswerk in den verschiedensten Zweigen fortzusetzen hatten. Seine letzten Jahre waren einsam und dunkel. Sein achtzigster Geburtstag hätte, wie seine Feier von den Volksgenossen geplant war, vielleicht wieder etwas Licht und Wärme in sein Alter gebracht — da riß ihn das Geschick eine Woche vorher aus der Reihe der Lebenden. Am Grabe aber stieg sein Bild noch einmal in seiner ganzen Helligkeit und Größe auf und wurde wieder lebendig, nicht nur, weil so manches, was er geschaffen hat, trotz alledem erhalten geblieben ist, sondern mehr noch, weil zum allgemeinen Bewußtsein kam, wie sehr in Karl Wolff

die beste Lebenskraft des Volkes, dem er entsprungen war, Fleisch und Blut angenommen hatte.

Die Idee der Zusammengehörigkeit aller Deutschen auf der Erde, diese Idee, die heute, nach dem Weltkrieg, unvergleichlich stärker wirkt, als ehedem, hat keinen treueren Anhänger und Vorkämpfer gehabt als Karl Wolff. Seit den Tagen, wo er mit den Gründern des Deutschen Schulvereins (jetzt DDU) zusammensaß und zusammenarbeitete, bis in die letzte Lebenszeit hinein, hat er vom großen Weltdeutschtum gesprochen und geträumt als von einem Ideal, das dereinst noch verwirklicht werden wird. Und im tiefsten Herzen verwundet durch die Tatsache der deutschen Niederlage im Weltkrieg, hat er nach einiger Zeit doch wieder die heilige Zuversicht gefaßt, daß ein Wiederaufstieg unseres herrlichen Deutschtums auf der Linie der menschlichen Entwicklung liege. Mit dieser Zuversicht im Herzen ist er auch dahingegangen; sie hat den Schimmer eines neuen Morgenrotes auch in die trüben Tage seiner letzten Lebenszeit hineingeworfen.

* * *

Eine kurze Nachtragbemerkung, die sich an sächsische Leser richtet, sei mir noch gestattet. Es ist in neuester Zeit, seit Wolff gestorben ist, mehrfach der Versuch gemacht worden, seine Persönlichkeit gewissermaßen als Trumpf gegen die gegenwärtigen Führer des sächsischen Volkes auszuspielen, indem diese als Epigonen dargestellt werden, die Wolff an geistiger Klarheit und Charakterstärke weit nachstehen. Eine solche Art des Vergleichens ist nicht nur ungerecht, sondern auch sachlich ganz falsch. Wolff hat ausgezeichnete Eigenschaften gehabt, die ihn befähigten, seinem Volke außerordentliche Dienste zu leisten. Aber, wie es bei uns Menschen zu gehen pflegt: diese Eigenschaften hatten auch ihre Schattenseiten. Seine große Willens- und Tatkraft artete zuweilen in Starrsinn und Unbelehrbarkeit aus (siehe Hermannstädter Konsumverein 1910) und seine Schaffensleidenschaft verleitete ihn zu dem Wunsch, alles selbst und alles nur nach seinen eigenen Ideen zu machen und kein selbständiges Denken und Wollen neben sich zu dulden. So sehr es zu wünschen ist, daß seine guten Eigenschaften auch in der Zukunft in unseren Führern verkörpert sein möchten, so wenig wäre es gerade in unserer, der Vergangenheit vor 1918 gegenüber unvergleichlich schwereren Zeit von Vorteil, wenn diese Führer auch Wolffs Fehler hätten. Sie haben eben andere Vorzüge und andere Schattenseiten; für die ersteren müssen wir dem Geschick dankbar sein und die letzteren ebenso hinnehmen, wie wir Wolffs Schwächen hingenommen haben. Halbgötter gibt es eben jetzt ebensowenig, wie es sie in der Vergangenheit gegeben hat. Damit aber, daß wir einen Toten zu einer unerreichbaren Idealgestalt hinaufschrauben, um die Lebenden neben ihm um so kleiner erscheinen zu lassen, erweisen wir unserem Volke keinen Dienst, sondern erreichen höchstens, daß die Maßstäbe verschoben und die Urteile ungerecht werden.

—♦♦—

Ruinenland

von Fritz Heinz Reimesch

Es ist eine nicht ganz einfache Arbeit, auf den Turm von Sankt Marien in Riga hinaufzugelangen, besonders wenn man einige gut gepolsterte Jahressringe angelegt hat. Dem aber die Erklímmung der obersten Plattform gelungen ist, der wird durch einen großartigen Anblick belohnt. Selbst wenn die modernen lettischen Reiseführer, die überall in der Welt ausgelegt werden, auch kein Wort davon verraten, daß Riga eine deutsche Gründung ist, die auch heute noch von wenigstens 50.000 Deutschen bewohnt wird, so kann selbst der größte Laie aus dem ihm zu Füßen liegenden inneren Stadtkern die deutsche mittelalterliche Stadtanlage mit all ihrer gemüthlichen, zweckvollen Winfligkeit nicht übersehen. Erzbischof, Orden und Bürger haben an dieser stolzen Handelsstadt gleichermaßen gebaut und aus diesen drei — einst oft widerstreitenden — Kräften wuchs jenes deutsche Bollwerk des Nordostens, dessen Fäden bis an den Ural reichten. Die alten Kirchen sind gotische Meisterwerke erhabenen Gestaltungswillens, und auch noch manches Bürgerhaus, die großen Stiftshöfe des Konvents, das Ordensschloß, das Schwarzhäupterhaus zeigen unverfälscht deutsches Gesicht. Als vor zwei Menschenaltern die alten Basteien und Forts der Festung Riga fielen, und sich die Stadt weiten konnte, da entstanden herrliche Promenaden, die deutschen Bürger bauten Hochschule, Theater, Museen, Schulen aller Art, sowie weite, breite Straßenzüge mit Riesenmietpalästen, nicht immer schön, aber ein Zeichen blühenden Wohlstandes. Riga, als Umschlagplatz von allergrößter Bedeutung, wurde sehr bald auch eine der bedeutendsten modernen Fabrikstädte des zarischen Rußland; Textilindustrie, Gummi-, Möbel-, Zellstoff- und Leder-, dann aber auch Metallfabriken siedelten sich, zumeist von deutschem Gelde errichtet, an der Peripherie der immer stattlicher werdenden Großstadt an.

Als im Jahre 1925 die Russen Riga evakuierten, montierten sie alle Fabrikeinrichtungen ab und verschleppten sie nach dem Inneren ihres Landes. Die zahlreichen Fabrikshote, die wir im weiten Umkreise um die Stadt von unserem herrlichen Aussichtspunkt erblicken, sie rauchen nicht mehr, sie sind die warnenden Riefensinger von Ruinen. Die Fabriken verfallen, stehen leer, sind unbenutzt. Das kleine Lettland ist nicht in der Lage, die Gebäude zu nützen. Die einstigen Besitzer der Fabriken, ihrer Produktionsmittel beraubt, sind verarmt, das Hinterland fehlt, der Handel stockt, und dort, wo früher an 600.000 Menschen in emsigem Schaffen sich mühten, leben jetzt kaum 350.000. Ein erschreckendes Zeichen ungeheuerlichen Rückganges.

Fabrikruinen!

* * *

Der so recht wissen will, was für eine gräßliche Wirklichkeit der Weltkrieg war, der möge nur eine ganz kleine Fahrt durchs alte Livland unternehmen. Einst das Kernstück der stolzen Ordensmacht, heute Ruinenland, einem Hiob gleichend oder dem armen Lazarus. Die ehemaligen Herrenhäuser sind zerschossen, die Parks, von Duzenden alter

Geschlechter mit liebender Hand gepflegt, ausgeholt. Daß die alten Ordenschlösser Ruinen sind, ist nicht verwunderlich. Das gewaltige Wenden, das stolze Rokenhusen, das romantische Lennwarden, sie sind die Opfer der nordischen Kriege, Zeichen einer unsäglich schweren, aber immerhin stolzen Zeit. Neben ihnen die Ruinen der letzten Jahre. Wohl haben die Kugeln russischer und deutscher Geschütze in manch einem der baltischen Herrenhäuser furchtbar gehaust, doch Ruinen wurden die meisten Schlösser nicht, weil äußere Feinde sie zerstörten, sondern weil die revolutionierte Landbevölkerung in zügellosem Haß die Barone verjagte und ihre Besitzungen ausplünderte.

Da stehen zwei Ruinen vor meinen Augen. Hoch über der breit dahinströmenden Düna das alte Ordenschloß Rokenhusen, einst ein Angelpunkt baltischer Geschichte, Sitz zunächst eines slawischen Teilfürsten, dann Schloß des Erzbischofs, der Freiherren von Tiesenhäusen, dann Zankapfel zwischen Erzbischof und Orden, wichtiger Punkt für alle kriegerischen Ereignisse, vom Erzbischof zur Residenz erwählt, dann wieder von den Rigensern erobert. Hier wurde der letzte Erzbischof, Wilhelm von Brandenburg, von den Rittern gefangen genommen. Als dann Schweden und Polen in die baltische Geschichte eingriffen, da wird Rokenhusen für Jahrzehnte der Mittelpunkt kriegerischen Geschehens. Bald sind die Polen, bald die Schweden die Herren, aber auch die Russen erscheinen schon auf der Bildfläche. 1700 wurde das mit ungeheuerlichem Mauerwerk befestigte, schwedische Rokenhusen von den Sachsen erobert und bei der Annäherung Karls des Zwölften in die Luft gesprengt, da sie es nicht halten konnten. Die nach zweihundert Jahren noch riesig ragenden Ruinen zeigen von der Gewalt dieser Burganlage.

Der Vorhof der Burg ist heute Park, an dessen Westrand die reisende Perse schäumt. An dem Friedhofe der Ordensritter vorbei, deren Grabkreuze von böswilligen Händen gestürzt und zerschlagen wurden, gelangen wir zu dem Herrenhause derer von Löwenstern, die vor Zeiten die große Herrschaft Rokenhusen von Katharina II. zum Lehen erhalten hatten. Vor 15 Jahren standen noch all die prächtigen Bauwerke, in denen Künste, Wissenschaften und heitere Lebensfreude breit angelegter baltischer Lebensart zu Hause waren. Holländische Renaissance inmitten eines einzigartigen Parks, der von vier großen Anfahrten durchzogen wird, fürstlich großartig, wie kaum in einem Königsparke Westeuropas. Neunundneunzig Zimmer und Säle, Gewächshäuser, Stallungen. Heute können auch nicht einmal mehr zwei Zimmer bewohnt werden. Die Granateinschlüge haben wohl Türme und Giebel arg zerzaust, aber zerstört haben sie das Schloß nicht. Dem Besitzer nahm aber die lettische Regierung sein mächtiges Gut fort, so wie sie ja alle deutschen Grundbesitzer ihres Bodens beraubte, und ließ ihm nur etwa den zweihundertsten Teil seines Gutes. Von Jahr zu Jahr verfällt das Schloß mehr und mehr, heute noch eine ragende Ruine, da der Bau außerordentlich fest mit Eisen und Beton gefügt war. Balkone hängen zerschossen über, Sturm und Regen, Winterseigewalt und Sonnenbrand zermürben Ziegeln und Balken. Das Betreten ist lebensgefährlich, trotzdem aber ist das Gebäude Unterschlupf für lichtscheues Gesindel. Niemand rührt sich im Lande, den Bau einzureißen — nicht einmal die vielen Zehntausend Ziegeln werden heimlich fortgeschafft. Wie wenn die neuen Herren sich an dem Anblick dieser Zerstörung weiden wollten; am Sonntag nachmittag umstehen die lettischen Bauern

dies alte Herrenhaus und betrachten grienend den langsamen Verfall. In Frankreich macht Cooq noch wenigstens ein Gewerbe aus den Ruinen. Hier ist nur schadenfreudiges Nichtstun, armselige Rache — — —

* * *

Das Zerschlagen haben sie gründlich verstanden, die Letten. Der einst wirtschaftlich auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehende extensiv betriebene Großgrundbesitz der baltischen Edelleute ist restlos zerschlagen. Lernte man früher einen dieser Barone kennen, dann hörte man für unsere Begriffe phantastische Zahlen nennen was die Ausdehnung der Güter anbelangt; man war geneigt, etwas an Münchhausen und seine russischen Phantasien zu denken. Die ostelbischen Junker wurden weit in den Schatten gestellt. Ein Gut mit 10 bis 12.000 preußischen Morgen gehörte im Baltenlande zu den kleineren Besitzungen, solche von 25 bis 30.000 Morgen waren gang und gäbe, aber es gab auch zahlreiche Besitzer, die diese Zahlen in Hektar, also dem Vierfachen besaßen, somit Herren über ganz gut ausgewachsene Fürstentümer waren. Diese Güter bestanden aber zum großen Teil aus Wald, und es gab auch noch viel unkultiviertes oder unbebaubares Land innerhalb derselben. Unermeßlich schien der Wald, eine ungeheuere Sparbüchse für das Land, Kapitalreserven, von denen viele Geschlechter von Herren und Angestellten zu zehren vermochten, denn die wirtschaftliche Bedachtsamkeit des deutschen Gutsbesizers und Forstmannes sorgte dafür, daß an Stelle jedes ausgehauenen Baumes ein junger nachgepflanzt wurde. Die Ackerkrume des Baltenlandes ist dünn, der alte Gletscherboden mit unendlich vielem Geschiebe bedeckt, das selbst heute noch nicht ausgehoben ist. Immer und immer wieder stößt man in Kurland auf die skandinavischen Urgesteine und dann: Sand, Sand und Sand herrscht auf weiten Gebieten noch viel stärker, als in der berühmten Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches. Aus einem solchen Boden fruchtbare Felder zu machen, die zahlreichen Sümpfe und Hochmoore zu entwässern, das Unland zu roden, die Wasserläufe zu regulieren, war die Aufgabe der deutschen Grundbesitzer. Sieben Jahrhunderte hindurch haben sie an diesem Kulturwerke gearbeitet und haben Hunderttausende von Hektar Ackerboden gewonnen. Freilich, der Deutsche war hier, nicht so wie in der Ostmark, wo er auch Bauer war, nur Herr über den Boden. Ich sage absichtlich nur Herr! Letten und Esten bebauten den Boden nach Anweisungen der deutschen Herren. Haben aber aus dieser Tatsache heraus die Deutschen denn gar keinen Anspruch auf den Boden, haben nicht deutscher Unternehmergeist, deutsches Kapital und deutsche Wissenschaft aus Unland und Morast ertragreiche, blühende Fluren geschaffen, sind diese deutschen Leistungen denn gar nichts wert, berechtigt die schöpferische Idee zu gar keinem moralischen Besitztitel? — Esten und Letten hätten sich aus eigener Kraft nie aus dem Zustande kulturellen Tiefstandes zu dem erheben können, wozu sie der Deutsche in Jahrhunderte während der Anweisung gemacht hat. Man möge doch ihre Volksgenossen ansehen, die landeinwärts um den Peipussee wohnen, aber nicht unter deutschem Einfluß gestanden haben. Daß der Deutsche nicht immer ein angenehmer Lehrmeister ist, wissen wir ja, doch berechtigt dies Esten und Letten dazu, den deutschen Grundbesitz

einfach zu enteignen und dazu noch mit der lächerlichen Begründung, die Deutschen hätten der Urbewölkerung das Land gewaltsam fortgenommen? — Ganz abgesehen davon, daß dies kaum nachzuweisen sein wird (die Letzten z. B. konnten sich erst im Gefolge der Ritter ausdehnen und die Kuren und Liven verdrängen), da es doch viele Zehntausende estnischer und lettischer Bauern gibt, die von altersher auf Eigenland sitzen, beziehungsweise sich im Laufe der Zeit aus der früher bestehenden Leibeigenschaft losgekauft haben — an der aber nicht der deutsche Adel die Schuld trägt, sondern die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung Europas, wenn überhaupt nach einer „Schuldfrage“ gesucht werden kann — so ist ein durch Jahrhunderte bestehender Rechtszustand kaum durch ein Revolutionsgesetz einfach zu ändern. Auf diese Weise könnte aller und jeder Besitztitel angefochten werden. Aber selbst wenn die lettischen und estnischen Argumentationen zu Recht bestünden, die Deutschen also das Land zu Unrecht besessen haben, müßte man ihnen doch all das vergüten, wenn man ihnen auch das Land entschuldigungslos fortnimmt, was sie im Laufe der Jahrhunderte an Eigenkapital in die Erde hineingewirtschaftet haben. Davon aber ist nicht die Rede! Die deutschen Grundbesitzer wurden verjagt und man nahm ihnen nicht nur ihr Land, Äcker, Wiesen und Wälder, man zerstörte oder enteignete ihnen auch ihre Schlösser, ihre Fabrikbetriebe, beraubte sie ihres privaten Eigentums und gab ihnen nur mit schwerer Mühe einen nach Prozenten kaum ausdrückbaren Teil als „Restgut“ zurück. Das ist ganz eindeutig Bolschewismus, und alle Entschuldigungen und Beteuerungen, daß man nur das zurückgenommen hätte, was die Ritter vor siebenhundert Jahren den Leuten geraubt haben, ist Schwindel, denn die Ritter haben Urwälder erobert, in denen Halbwilde ein Leben als Fallensteller, Jäger, Fischer und Landwirte tiefster Stufe gefristet haben und sie kultivierten dann diese Wildnis. Die Zucker- und Spritfabriken, die enteigneten Sägemühlen und Papierfabriken haben wohl auch vor siebenhundert Jahren als national estnische oder lettische Unternehmungen bestanden? —

Wer durch die einst hervorragend gepflegten baltischen Wälder fährt, noch besser, wer Gelegenheit hat, im Flugzeug über sie dahin zu schweben, der sieht mit Entsetzen die unglaublichen Verwüstungen, die hier angerichtet wurden. Was Generationen mit großen Kosten und Mühen gepflanzt und gehegt haben, ist von einer Anzahl raffgieriger Revolutionsgewinner in wütester Weise ausgeholzt worden. An eine systematische Nachpflanzung denkt kein Mensch. Möglichst viel Holz in möglichst schnellster Zeit aus dem Walde herauszuschlagen ist nationalökonomische Maxime der heutigen Herren. Die Forste, die früher weite Landstrecken bedeckten, sind in der zehnjährigen Waldschlächtereier völlig zerfasert worden, so daß Generationen sie nicht mehr aufforsten können, wenn überhaupt eine Aufforstung noch möglich ist.

Nicht nur die Herrenhäuser wurden zerstört, wodurch unschätzbare künstlerische Werte vernichtet wurden, auch die in jahrhundertelanger Arbeit geschaffenen Wirtschaftsgemeinschaften gingen restlos in die Brüche. Zehntausende von Knechten, Gutsangestellten, Kutschern und Scharwerkern, aber auch zahlreiches Stadtproletariat wurden mit Boden beschenkt, mit dem sie zum größeren Teile nichts anzufangen wissen, da sie die Landwirtschaft nicht verstehen, wenn sie auch im Gutsbetriebe gearbeitet haben. Es ist doch

ein ganz gewaltiger Unterschied, gegebene Befehle recht und schlecht auszuführen oder nach eigenem Kopf und auf eigene Gefahr hin Handlungen vorzunehmen. Wer das Bauernhandwerk erlernt hat, der vermag wohl ein Gut zu bewirtschaften; es ist aber schon eine Glückssache, wenn es einem ehemaligen Gutsknecht gelingt, sich eine eigene Bauernwirtschaft einzurichten, ganz zu schweigen von den vielen Fabrikarbeitern, die plötzlich zu Land gekommen sind und nun statt Achtstundentag, Drehbank oder Webstuhl von frühem Morgen bis tief in die Nacht auf dem Felde arbeiten müssen, um ihren Lebensunterhalt zu finden. Der Staat hat wohl den Leuten das Land gegeben, er ist aber nicht in der Lage, und es ist auch nicht seine Aufgabe, nun überall wieder zu helfen.

Die großen Güter wurden zerschlagen und in gleichwertige Parzellen zerlegt. Jeder Landanwärter erhielt außerdem Holz zum Bau von Haus und Wirtschaftsgebäuden und wohl auch einigen Aufbaufredit. Daß jedermann auf eigener Scholle leben soll, ist fraglos ein erstrebenswertes Ideal für den, der wirklich Lust und Liebe zur Landwirtschaft hat; doch nicht jedermann neigt zu diesem schweren und nicht immer einträglichen Beruf. Um auch einen Brocken von dem großen Raube zu bekommen, haben sich Zehntausende um Land beworben, die nichts von der Landwirtschaft verstanden. Sie bauten ihre Häuser auf den Parzellen, und wer fleißig und intelligent genug war, seinem bäuerlichen Nachbar das Handwerk abzulernen und sich auch von den staatlichen Landwirtschaftslehrern unterweisen ließ, der hat sich in den zehn Jahren seit der großen Erbschaft vielleicht soviel erarbeitet, um das Leben kümmerlich fristen zu können. Der größere Teil der sogenannten Jungwirte, die nicht gelernte Bauern waren, kann aber mit dem Lande nichts anfangen und hat es, nach stümperhaften Versuchen, verlassen und an den Nachbar verpachtet oder gar verkauft. Der Effekt der Agrarreform ist also zum Teufel, Spreu wird wieder vom Weizen geschieden, und es entwickeln sich ganz selbstverständlich wieder größere Besitzungen.

Die Bauernsöhne, die zu Land gekommen sind, werden sich mit der Zeit durcharbeiten. Denen wird die Agrarreform vielleicht zum Segen werden, kaum aber für die vielen Gutsknechte und -angestellten. Wohl waren diese mit der Landwirtschaft vertraut, jedoch nur mit der rein manuellen Seite des Betriebes. Sie hatten als Angestellte ihr bescheidenes aber gesichertes Auskommen, bekamen pünktlich ihr Deputat an Brotfrucht, Kartoffeln und Holz, weideten ihr Vieh auf der Herrschaftsweide und hatten ihre Kohlgärten und ihren Acker. Ob die Herrschaft verdiente oder in den Betrieb zubbutterte, die Arbeiter bekamen stets ihren Lohn und ihr Deputat und hatten keine Sorgen. Diese und den Verstand, einen Betrieb zu führen, hatten die deutschen Herren!

Nun ist es radikal anders geworden! Jetzt muß der bisher Geleitete selbst für sich einstehen und er merkt, ja er gesteht es sogar schon öffentlich ein, daß er es früher besser hatte, ganz abgesehen davon, daß er nun die sozialen Lasten, vor allem aber auch die Steuern selbst zu tragen hat, die ihm früher auch der Deutsche abgenommen hatte. Die Hoffnung, ein Leben in Freude und Glückseligkeit leben zu können, wenn nur der deutsche „Skavenhalter“ vertrieben sei, ist sehr schnell zerflissen,

und was übrig geblieben ist, das sind die Ruinen der Schlösser und Güter, die freventlich und böswillig zerschlagen wurden und der Ragenjammer über die eigene Unfähigkeit.

* * *

Man sollte meinen, es sei nun genug des Zerstörten. Man hat sich nicht nur an den Lebendigen gerächt, auch an den Toten mußte man sein Mütchen kühlen. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß die baltischen Adelsgeschlechter, die so viel auf Tradition halten, ihre Toten durch schöne Begräbnisplätze ehrten. Wer durch das Land fährt, wird noch hie und da solche alte Erbbegräbnisse finden, die unter herrlichen alten Bäumen auf einem Hügel oder in einem stillen Park angelegt sind. Hühnengräber unserer Zeit! Viele wurden in der Umsturzzeit geschändet; doch wenn man diese Schändungen auch nicht vergessen kann, so möge man sie doch verzeihen, denn sie wurden in einer Zeit begangen, in der die Menschen nicht zurechnungsfähig waren. Daß aber noch im Jahre 1929 solche Grabschändungen vorkommen, ist ein erschreckendes Zeichen von Kulturlosigkeit und abgrundtiefer Schlechtigkeit. Zum Andenken an die Befreiung Rigas am 22. Mai 1919 haben die Balten ein Mal voll erhabener Schlichtheit in der Nähe Rigas über den Heldengräbern der baltischen Landeswehr errichtet. Überall in der Welt werden solche Gedächtnisstätten selbst vom Feinde geachtet und gepflegt. Den Letten war es vorbehalten, einen Heldenfriedhof zu zerstören. Freilich ist der anständige Teil der lettischen Bevölkerung in sehr entschiedener Weise von diesen Wüßlingen abgerückt, und die Regierung hat nicht nur Geld zur Wiederinstandsetzung zur Verfügung gestellt, sondern sich auch offiziell entschuldigt, doch wird damit die Sache nicht gutgemacht. Eine unverständliche Heze gegen diese Regierung war die Folge dieses schüchternen Wiedergutmachungsversuches, eine Heze besonders aber auch gegen alles, was deutsch ist, weil man sieht, daß sich das geschundene, beraubte Deutschtum selbst durch den Verlust all seiner Habe nicht klein kriegen lassen will.

* * *

Und was wurde aus denen, die einst die Herren waren?

Wir wollen nicht von den vielen Unglücklichen sprechen, die, vor dem Bolschewismus und der Revolution flüchtend, in die alte Heimat kamen und, hier in kargen, möblierten Zimmern oder auf den Resten ehemaligen Wohlstandes sitzend, des Tages harren, an dem sie einmal für all die Leiden Rache nehmen können. Emigrantenlos ist immer unsäglich traurig; nur selten sieht der Emigrant die Heimat als Herr wieder. Wir wollen von denen berichten, die den Mut hatten, in der Heimat zu bleiben, und das Joch auf sich nahmen, dort dem Boden als Knecht weiter zu dienen, wo sie früher als Herren gewaltet haben.

Jeder ehemalige Gutsherr hat in Lettland ein Restgut von 50 Hektar Größe behalten. Zweihundert preußische Morgen sind in Deutschland und auch in Südosteuropa ein recht ansehnlicher bäuerlicher Besitz, auf dem man mit Frau und Kindern ein behagliches Auskommen bei tüchtiger Arbeit haben kann. Für die Deutschen im Baltenlande liegen die Verhältnisse aber ganz anders. Wir wollen vom rein Wirt-

schafflichen vorerst absehen, denn wir glauben, daß die seelischen Momente augenblicklich sehr viel bedeutsamer sind. Was zu sagen ist, sei an einem Beispiel gezeigt.

Einige Wegstunden von Riga entfernt, auf dem linken Ufer der Düna, also in Kurland, stand vor fünfzehn Jahren ein stattliches Schloß, dessen Namen verschwiegen werden soll. Der Baron war als guter Landwirt bekannt, sein Gut etwa 8000 Hektar groß, mit vorzüglichen Äckern und schönen Waldungen. Das Herrenhaus war von einem herrlichen Park umgeben, dessen Linden landauf, landab berühmt waren. Fischteiche, murmelnde Bäche, weite grüne Matten, Blumen- und Obstgärten machten den Besitz zu einem kleinen Paradiese. Die Russen haben das Herrenhaus völlig zerstossen und auch die Wirtschaftsgebäude demoliert, so daß nur noch einige Keller zu gebrauchen sind. Der Sohn dieses Barons bekam einen Teil des Parks und die Trümmer des Herrenhauses zugeteilt und dazu noch die 50 Hektar Landes. Man preist diesen Mann noch glücklich, da die meisten anderen Restgüter irgendwo weitab von der Straße liegen. Das Restgut ist der 157. Teil des ehemaligen Besitzes. Der junge Besitzer sieht dem Schicksal stolz und mutig in die Augen; seine aufrechte Frau, ein Kind eines trefflichen Geschlechts und die beiden Söhne machen dem Manne den Kampf mit dem Schicksal erstrebenswert, wenn er auch fast von den Lasten erdrückt wird.

Aus den Ziegeln des verwüsteten Herrenhauses hat sich der junge Baron ein kleines Häuschen erbaut — drei Zimmer und Küche, die mit den letzten, kümmerlichen Resten einstigen Reichtums ausgestattet sind. Jeder Blick auf die wappengeschmückten Sessel, auf die Karte des einstigen Majorats, auf die Trümmer des Vaterhauses, die Wildnis und das Buschwerk, das an Stelle des zum Teil ausgehauenen Parks wuchert, müssen schmerzliche Gefühle wachrufen. Von Haß wollen wir nicht reden. Nur ganz starke Menschen werden die Kraft haben, hier weiter zu bauen, werden die seelische Größe aufbringen, um ihrer Kinder willen mit der Scholle verwurzelt zu bleiben als ständiger Protest gegen die Enteignung. Dekadente Charaktere werden die Tradition über Bord werfen, das Restgut verhöckern und mit dem Erlös irgendwo ihr Glück versuchen oder untergehen. Wer aber noch etwas von dem Geist der Vorfahren in sich hat, wer noch fühlt, daß er von einem Höheren hierher gestellt wurde, um auf Vorposten zu stehen, der harret aus, beißt die Zähne zusammen und wird aus eigener Kraft heraus Knecht, Knecht der Verhältnisse, um innerlich Herr bleiben zu können. Ob wirtschaftlich die Stellung zu halten ist, erscheint augenblicklich noch zweifelhaft, weil 50 Hektar für den Bauern ohne Hilfskräfte zu viel, für einen Gutsbetrieb zu wenig sind. Hat der Restgutsbesitzer noch einiges Kapital, kann er in nächster Nähe noch Grund pachten oder erwerben, so wird er schön allmählich einen Gutsbetrieb wieder errichten können. Den Meisten fehlt das Kapital, sie sind so arm, daß sie kaum die Möglichkeit besitzen, die kümmerlichsten Wirtschaftsgebäude aufzuführen und notwendiges Gerät zu kaufen.

Zähes, fast aussichtsloses Ringen. Im Sommer geht es noch an, wenn die Arbeit drängt und die Familie im Freien sein kann und sich in Stall und Garten betätigt. Wenn aber der Winter kommt? Einst war dieser Winter mit seinen Jagden und einzigartigen haltischen Geselligkeit eine herrliche Zeit auf den umschneiten Schlössern. Oder man zog nach Riga, Mitau oder auf den Domberg nach Reval ins stattliche

Palais und lebte als Grandseigneur. Heute? — Keine Zerstreuung, keine Post, keine geistige Anregung, da das Geld nicht für Zeitschriften, Bücher, ja kaum fürs Radio langt. Wer ein Telephon besitzt wird allgemein beneidet. Die Wände sind feucht, die Wohnung ungemütlich. Nachbarschaft? — Mit den Räufern seines Wohlstandes pflegt man keine Geselligkeit, ganz abgesehen davon, daß der kulturelle Unterschied kaum überbrückbar ist — — —

Was wird später einmal mit den heranwachsenden Kindern? Ein Kapitel, das sehr schwer zu lösen ist, selbst bei der so vorbildlichen Leistung der baltischen Schulautonomie.

Es gehört ungeheurer Mut dazu, nicht zu verzweifeln, sich nicht von den Schatten, die aus den Ruinen allnächtlich aufsteigen, bezwingen zu lassen. — Und dennoch! — Sie halten aus und hoffen, denn sie sind nicht von jenen, die da weichen!



Zunehmende polnische Kulturpropaganda in Ost-Oberschlesien

von Kurt Baum-Gleiwitz

Der polnische Wojewode Dr. Grazynski nahm anlässlich eines Vortrages im Rattowitzer Rundfunksender über das Thema „Welche Werte bringt Schlesien in die Schatzkammer des polnischen Staates ein?“ Gelegenheit, auf drei Momente hinzuweisen, die seiner Meinung nach von Polen bei der Behandlung der ober-schlesischen Frage nicht in genügendem Maße berücksichtigt würden, die aber trotzdem die Bedeutung Ost-Oberschlesiens für den polnischen Staat ganz besonders zum Ausdruck brächten. Diese drei Momente, die Grazynski stärker berücksichtigt wissen will, sind die Bedeutung von Ost-Oberschlesien „als Grundlage der Machtstellung Polens“, denn, wie er ausführte, „kann man vorurteilslos sagen, daß die Machtstellung Polens sich vor allem auf das schlesische Kohlen- und Eisengebiet stützt, und daß dieses für die wirtschaftliche Macht des Staates entscheidend ist“, ferner die Führerschaft Oberschlesiens auf dem Felde der Arbeit, das sich durch seine intensive, programmäßige Arbeit an die Spitze der polnischen Provinzen gestellt habe, und schließlich „die ideellen Werte“, die Oberschlesien in den Nationalbesitz Polens eingebracht habe und bringe. Gerade diese letzte Tatsache will Grazynski von der polnischen Öffentlichkeit in starkem Maße beachtet sehen, damit Oberschlesien nicht nur als Lieferant materieller Güter angesehen werde.

Da aber diese Einsicht sich in Polen keineswegs durchgesetzt hat, sondern die Regierung bei ihrer Politik in Oberschlesien in den Jahren nach der Einverleibung in Polen lediglich bestrebt war, der Welt zu beweisen, daß es dieses wirtschaftlich so wertvolle Gebiet rationell zu bewirtschaften verstehe, bemüht man sich jetzt mit viel Kraftaufwand und einer groß angelegten Propaganda, neben materiellen auch kulturelle Werte in Oberschlesien hervorzubringen. Man will vor allen Dingen Oberschlesien nicht nur als Konsument von kulturellen Werten erscheinen lassen, die in

anderen polnischen Landesteilen hervorgebracht wurden, sondern man möchte Oberschlesien gern neue eigene Werte schaffen sehen, die es der polnischen Nationalkultur zufügen soll, um dadurch seine eigene kulturelle Lebensfähigkeit im polnischen Staate beweisen und zugleich eine enge Verbindung mit dem neuen „Mutterland“ konstruieren zu können.

Bisher hat sich die polnische Kulturarbeit in Ost-Oberschlesien in der Hauptsache darauf beschränkt, den sogenannten „deutschen Firnis“, wie man so gern die deutsche Kultur Ost-Oberschlesiens in Polen zu bezeichnen pflegt, zu vernichten und die polnische Kultur volkstümlich zu machen und zu verbreiten. Diese Arbeit haben einzelne Gesellschaften und Verbände zu leisten versucht, wie der „Towarzystwo Czytelni Ludowich“ (Volksbücherei-Verein), der „Westmarkenverein“ u. a., ferner die Schulen, die sich sehr oft polnischen Bibliotheken angliederten, das polnische Theater und der Rundfunksender in Rattowitz, der voll und ganz im Dienste der polnischen Kulturpropaganda steht.

Welchen Erfolg diese Kulturpropaganda bisher gehabt hat, geht aus einem Bericht über den Wojewodschaftskongreß der eben erwähnten „Gesellschaft für Volksbibliotheken“ (Towarzystwo Czytelni Ludowich, abgekürzt T. C. L.) hervor, der am 18. Februar 1929 in Rattowitz stattfand. Nach diesem Bericht waren in Ost-Oberschlesien am 1. Juli 1928 288 Bibliotheken der Gesellschaft vorhanden, über deren Entwicklung folgende Angaben gemacht werden:

Jahr	Zahl	Buchbestand	Leser	Ausleihungen
1925/26	220	58.701	17.947	203.511
1926/27	253	77.834	21.207	261.471
1927/28	288	103.887	26.163	441.873

In den Kreisen Rattowitz (Stadt und Land) und Rybnik soll die Arbeit der T. C. L. besonderen Erfolg gehabt haben, denn sie stellen zusammen angeblich über die Hälfte der Leser und der Ausleihungen. Da besondere Erläuterungen weiter nicht gegeben werden, ist anzunehmen, daß die Arbeit der Gesellschaft in den übrigen Kreisen nicht sehr erfolgreich war. Neben der Gründung und Unterhaltung von Bibliotheken befaßt sich die T. C. L. auch mit der Veranstaltung von Bildungs- und Vortragabendn, über die folgende Angaben in dem Bericht zu finden sind:

Jahr	Veranstaltungen	Vorträge
1925/26	378	448
1926/27	527	994
1927/28	693	2129

Interessant ist, daß die von der T. C. L. organisierten polnischen Sprachkurse nach dem Bericht zurückgegangen sind. Diesen Mißerfolg sucht man mit der Begründung zu entschuldigen, daß die polnische Schule bereits ihre Wirkungen zeige. Bezeichnend ist auch, daß der Bericht über die geringe Zahl der Mitglieder der Gesellschaft klagt, die am 30. Juni 1928 nur 5241 betragen habe. Es ist selbstverständlich, daß diese geringe Mitgliederzahl nicht imstande ist, die hohen Kosten der Kulturpropaganda aufzubringen, und so ist die natürliche Folge davon, daß die Tätigkeit der Gesellschaft hauptsächlich durch staatliche Subventionen finanziert werden muß.

Der Bericht gibt als Subvention der Wojewodschaft im Jahre 1928 75.000 Zloty an gegenüber rund 54.000 Zloty „aus Sammlungen und Spenden“ und sagt offen: „Die Subvention ist so reichlich, gerade wegen des Wojewoden Dr. Grazynski. Die T. C. L. besitzt in ihm den besten Freund und Schützer.“

Da man nun die Ergebnisse dieser Arbeit schon so sichtbar in Erscheinung treten zu sehen glaubt, will man jetzt die Bemühungen in der Hinsicht verstärken, die eigenen Kulturschätze, die im oberschlesischen Volke ruhen, auszuwerten und in Oberschlesien ein schöpferisches polnisches Kulturzentrum zu schaffen, das eigene Werte liefern soll. Um diese Bestrebungen zu fördern, hat Dr. Grazynski die „Schlesische Literarische Gesellschaft“ gegründet, die durch Preisaus schreiben Schriftsteller anzuregen sucht, auf dem Gebiete der oberschlesischen Heimatliteratur zu arbeiten. Ferner ist der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau eine bedeutende Subvention zuerkannt worden, von der man sich baldige Erfolge verspricht. Daneben sucht man die Arbeitsstätten für Wissenschaftler zu fördern, und zwar: das Schlesi sche Museum, die Bibliothek und das Schlesi sche Archiv. Der Bau des Schlesi schen Museums ist auf Veranlassung des Wojewoden bereits vom schlesi schen Sejm beschlossen worden, und die Ausführung des Planes soll schnellstens erfolgen. Um Zersplitterungen zu vermeiden, hat man eine entsprechende Arbeitsteilung zwischen dem geplanten Museum in Rattowitz und dem Museum in Teschen vorgeschlagen. Den Grundstock zum Aufbau der Bibliothek hat die Bibliothek des Schlesi schen Sejm geliefert, die auf Grund der ausgiebigen Kredite als regionale öffentliche Bibliothek organisiert wird. Man plant sogar eine Zusammenlegung der kleineren Bibliotheken, und zwar der Stadtbibliothek in Rattowitz, von der man natürlich behauptet, daß sie auf vollkommen falschen Grundlagen organisiert sei, der Bibliothek der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Rattowitz („Towarzystwo Przyjaciół Nauk“), ferner in Teschen der Szersznik-Bibliothek und der Bibliothek der „Macierz Szkolna“. Das Schlesi sche Archiv soll sowohl die auf die oberschlesi schen Aufstände — oder wie die Polen sagen: „Freiheitskämpfe Schlesi ens“ — bezüglichen Akten als auch städtische und vielleicht auch private Akten umfassen. Diese ganze Arbeit möchte man von einer Zentralfstelle geleitet sehen, die man der entsprechend reorganisierten „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ zu übertragen wünscht, weil man sicher ist, daß die Wojewodschaftsbehörde und der Schlesi sche Sejm eine solche Stelle materiell unterstützen werden.

Aber den Rahmen dieser allgemeinen Kulturpropaganda hinaus hat sich noch die „Naturwissenschaftliche Kopernikus-Gesellschaft“ besondere Aufgaben in Ost-Oberschlesien gestellt. So ist vor allem eine grundlegende Feststellung des gesamten Natur-Inventars geplant. Wenn man auch zugibt, daß vorher schon etwas auf diesem Gebiete geleistet worden ist, so sieht man das aber als nicht zufriedenstellend an, weil es „Fremde“ von ihrem Gesichtspunkt aus und „verschiedentlich nach alten Methoden“ getan hätten und glaubt deshalb die nationale Pflicht zu haben, das bisherige Ergebnis einer Revision unterziehen zu müssen. Die geplanten Arbeiten sollen hauptsächlich landeskundliche Forschungen, physische Forschungen, Terrainstudien in geographischer und geologischer Hinsicht, ferner Erforschung der schlesi schen

Flora und Fauna und ihre Beziehungen zu dem übrigen Polen betreffen. Diese Arbeit der Koppernikus-Gesellschaft in Ost-Oberschlesien soll sich aber nicht ausschließlich auf die wissenschaftliche Arbeit beschränken wie in anderen Teilgebieten Polens, sondern hier soll die Gesellschaft eine intensive Arbeit beginnen, um die Massen für die polnische Wissenschaft und vor allem für den polnischen Staatsgedanken zu gewinnen. Zu diesem Zweck sollen durch Vorträge, Ausflüge und Broschüren die „wissenschaftlichen Probleme“ weiten Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht werden, und zwar soll zunächst mit Vortragsreihen über Polen, über weniger bekannte, aber wichtige physisch-geographische Probleme Polens und über den Anteil von Polen an wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen begonnen werden. Die Vorträge sollen von Professoren der Krakauer Universität und von Mitgliedern der Gesellschaft gehalten werden. Auch der Rundfunksender Rattowitz soll in entsprechender Weise ausgenutzt werden. Das Zentrum der Arbeiten soll neben dem Schlesiens Museum die geplante Technische Hochschule in Rattowitz sein, an der die nötigen Forschungsstätten errichtet werden sollen. Der Tätigkeitsbereich der Gesellschaft soll sich zunächst auf Rattowitz erstrecken. Die Ausdehnung auf andere Ortschaften in der Wojewodschaft ist auch vorgesehen, falls sich dort Mitgliedergruppen der Gesellschaft entwickeln sollten.

Diese emsig betriebene Kulturpropaganda erreicht aber bei weitem nicht das Ausmaß der auf dem Gebiete des Schulwesens angewandten Mühen. Hier wird mit einer Intensität gearbeitet, die sich um so gefährlicher auswirkt, als gerade hier ganz außergewöhnliche Druckmittel, oft unter der Ausnutzung der wirtschaftlichen Abhängigkeit, angewandt werden, um einmal durch Zahlenmaterial beweisen zu können, daß Oberschlesien polonisiert sei. Wie stark sich dieser Druck auf die deutsche Bevölkerung auswirkt, zeigt ein Auszug des Ergebnisses der diesjährigen Anmeldungen für die polnischen Volksschulen aus einigen kleineren Gemeinden in Ost-Oberschlesien:

	Anzahl der schulpflichtigen Kinder	Zurzeit für die polnische Schule angemeldet
Piefar	285	271
Eintrachthütte	89	86
Brzeziny	125	118
Friedenshütte	378	311
Godullahütte	146	135
Orzegow	202	193
Szarley	292	240
Schoppinitz	255	242
Kozdzien	272	252
Gieschewald	147	135
Nickischacht	134	117
Janow	115	107
Hohenlohehütte	188	168
Siemianowitz	883	804
Neudorf	571	501

Die Anzahl der für die polnischen Schulen in den letzten drei Jahren nicht gemeldeten Kinder war in den aufgezählten Gemeinden folgende:

	1927/28	1928/29	1929/30
Piekar	20	24	14
Eintrachthütte	18	17	3
Brzeziny	17	22	7
Friedenshütte	90	79	67
Godullahütte	21	18	11
Orzegow	64	37	9
Schoppinitz	29	30	13
Rozdzien	32	35	20
Gieschewald	10	12	12
Niedischacht	68	59	17
Siemianowitz	99	93	79
Neudorf	90	92	70

Diesen Zahlen gegenüber, die die Wirkung dieser eifrigen und zielbewußten Kulturpropaganda spüren lassen, kann sich Deutschland nicht resigniert verschließen. Sie fordern wirksame Gegenmaßnahmen im Interesse der deutschen Bevölkerung Ost-Oberschlesiens, die schwer um ihre Kulturautonomie ringt, und von der einzelne Teile bereits unbewußt und ganz allmählich sich äußerlich zu polonisieren beginnen. Die deutschen Kulturträger West-Oberschlesiens müßten ihre starke Zurückhaltung unbedingt aufgeben und in einem weit stärkeren Maße als bisher die deutsche Kultur bis über die Grenze hinaus aktiv zu fördern bestrebt sein. Dieses Bestreben wird allerdings so lange in seiner Wirkung begrenzt sein, als bis man sich auch auf deutscher Seite wird dazu entschließen können, die berufenen Träger der deutschen Kultur ihrer Aufgabe entsprechend finanziell zu unterstützen. Es wirkt nicht ermutigend, wenn ein Kulturförderer wie der „Verband Oberschlesischer Volksbüchereien“, der seit 25 Jahren vorbildliche Kulturarbeit in dem umstrittenen Grenzland leistet, vergeblich um staatliche Unterstützung und Anerkennung seiner Büchereiberatungsstelle bitten muß. Hier sollte man großzügiger sein wie auch in der Gestaltung des Programms des Gleiwitzer Rundfunksenders, den man bis jetzt noch nicht in den Dienst der Grenzlandarbeit zu stellen gewagt hat. Dieses überängstliche Wahren der sogenannten unpolitischen Haltung des Rundfunks auch hinsichtlich akuter grenz- und kulturpolitischer Fragen erscheint für einen so exponierten Sender, wie es der Gleiwitzer ist, auf die Dauer nicht tragbar, wenn er den friedlichen Wettstreit mit dem ganz besonders stark national-politisch tätigen polnischen Rattowitzer Sender um die Gunst des ober-schlesischen Volkes jenseits der Grenze nicht aufgeben will. Noch ist es Zeit, den Kurs zu ändern, bald kann es zu spät sein.

Der Bolschewik

(Nach einem Ereigniß aus dem Baltischen im Kampf um den deutschen Osten)
von Hans-Jürgen von Sivers.

Es war eine kühle Herbstnacht. In der Luft lag schon die starre Kälte, die man so oft findet, wenn das Jahr sich seinem Ende zuneigt.

Aber drinnen, in der engen Stube, wo die Soldaten saßen, war es warm. Ein Feuer prasselte im Ofen und ein angenehmes Halbdunkel erfüllte den Raum. Alte Geschichten und Erlebnisse wurden ausgetauscht. Hasenpoth war erst seit einigen Tagen erobert worden und noch wagten die Bolschewiken Einfälle in die Stadt zu machen. Aber hier ruhte man sich von allen Kämpfen und Gefahren aus.

Bilder aus längst verflossenen Zeiten tauchten auf und liebe alte Gestalten erfüllten den Raum. Da klangen Schritte auf der Treppe. Sie kamen näher, die Tür öffnete sich, eine Ordonnanz stand draußen. „Huehne“ — der Gerufene erhob sich. „Sie sollen zum Stabe kommen“ — „Ich?“ — „Sofort!“ — Sie gingen durch die dunkle Nacht die Straßen entlang. „Wissen Sie denn was los ist?“ — „Nein, ich glaube aber, Sie sollen einen Letten, der neulich gefangen wurde —“. Er sprach den Satz nicht zu Ende, denn sie waren in ein großes Haus getreten. Vor ihnen rechte sich die Gestalt des Kommandeurs auf. Huehne stand stramm. „Sie wissen“, sprach der Führer, „daß wir neulich den lang gesuchten Letten gefangen haben. Ihm ist Spionage nachgewiesen worden. Morgen früh werden Sie das Urteil an ihm vollstrecken.“

Huehne fröstelte. Zum erstenmal in seinem 19-jährigen Leben sollte er einen Menschen umbringen. Seine Lippen stammelten ein kaum hörbares „Zu Befehl!“. Er verabschiedete sich vom Kommandeur und trat wieder aus dem Hause. Um ihn lag unendliche Dunkelheit. — —

Es war am frühen Morgen. — Ein roter Sonnenball ging hinter den Wolken auf. Die Natur erwachte vom Schlaf. Durch den Wald ritt ein blasser junger Reiter. Neben ihm schritt ein Mann in zerlumpten Kleidern; der stumpfe Blick suchte die Ferne. Die groben plumpen Züge waren in Grau gehüllt. Verzerrtheit drückte sich in ihnen aus. Die Lippen waren aufeinander gepreßt. Schweigend ging es durch den Wald.

Sonderbare Gedanken stiegen im Reiter auf. Er sollte ein Leben vernichten, ein Leben, das durch tausend andere entstanden war, mit einem Schlage vernichten — das große Rätsel, das kein Menscheng Geist lösen konnte, das ewige Geheimnis der Natur zerstören. Aber dann versuchte er wieder diese Gedanken abzuschütteln, diese sentimentalen Gefühle, die man nicht in einem Kriege haben durfte. Aber sie kamen immer wieder wie graue Schatten, die nach ihm griffen. Neben ihm der schweigende Mann mit den verbissenen Zügen, dessen Leben in seinen Händen lag. — Huehne atmete schwer auf. Dort war ein Graben. Der Reiter gab sich einen letzten inneren Ruck. „Spring rüber.“ Der Lette lief und sprang. — Ein Schuß. Das Pferd bäumt auf, jagt über den Graben, der Revolver fällt dem Reiter aus der Hand. Doch endlich bändigt er das Pferd, kehrt um. Da steht der Lette noch immer auf derselben Stelle

wie vorhin; den Revolver in der Hand! — Huehne stutzt. Ein einzig rettender Gedanke: er kann den Kerl nur überreiten. — Er will dem Gaul schon die Sporen geben, da — — — täuscht ihn sein Auge? Der Kerl hält den Revolver am Lauf, kommt ihm entgegen. Huehne reißt das Pferd zurück. Da steht der Bolschewik neben ihm und, ihm die Waffe reichend, sagt er in ruhigem Ton: „Herr, Ihr verlorst was.“ Huehne starrt ihn blöde an; „bist du wahnsinnig, du — —?“

Da zuckt es im Gesicht des anderen: „Ihr seid die Herren, wir die Knechte, Euer ist das Gericht.“ —

Beim Stabe meldete Huehne, daß der Verurteilte entkommen sei.

Rundschau

Kalender des Auslandsdeutschtums

Wir sehen heute die Reihe unserer in Heft 1 begonnenen Besprechungen der Jahresscheine für 1930 fort. An erster Stelle sei da der Bildabreißkalender des Deutschen Auslandsinstitutes in Stuttgart genannt. Auf 122 Blättern wird hier aktivste Deutschtumsarbeit und Kulturpolitik getrieben, und dabei tatsächlich das Deutschtum der ganzen Welt in den Kreis der liebevollsten Betrachtung auch im kleinsten und besonderen hineingezogen. Nebenbei bemerkt: solches geschieht in durchweg einwandfreien Reproduktionen wirklich schönen und zudem auch durchaus charakteristischen Bildmaterials. Also gehört dieser Kalender in die Hand eines jeden Auslandsdeutschen und eines jeden Binnendeutschen, der am Geschehe seiner Volksgenossen außerhalb der Reichsgrenzen nicht planmäßig vorüberzugehen sich gewöhnt hat, und wird auch den verwöhntesten Arbeitstisch eines jeden Kulturmenschen zu zieren vermögen. — Die Notopferstelle des Vereines Deutsche Studentenfürsorge gibt auch in diesem Jahre in der Redaktion Prof. Dr. A. Tschermak-Seysenegg in Prag seinen „Studenten-Notopferkalender“ heraus. Dieser Abreißjahresscheine erscheint nun zum achten Male und dient der Aufgabe wirtschaftlicher Hilfeleistung für die deutschen Studenten in Prag. Der herausgebende Verein, welcher gleichmäßig aus Professoren und deutschen Studentenvertretern zusammengesetzt ist, hat schon viel segensreiches geschaffen: eine deutsche Studentenküche (für 1000 Studierende), außerdem Freitische und Bekleidungsaktionen, und wir können mit ihm ausrufen: „Sudetendeutsche, vergesst nicht Eure kulturelle Pflicht, die deutsche Studentenfürsorge zu fördern!“ — Soviel über Abreißkalender.

Für den engeren Bezirk Rumäniens liegen jetzt an buchmäßigen Kalenderveröffentlichungen weitere vier Werke vor. Da ist zunächst einmal der „Deutsche Kalender für Rumänien“ des „Bukarester Tageblattes“ zu nennen, herausgegeben von Dr. Bernhard Capesius, dem Direktor des Deutschen ev. Knabenlyzeums in Bukarest, und dem ev. Stadtpfarrer und Bezirksdechanten Rudolf Honigberger-



Bukarest. Der Kalender wird mithelfen, die Kenntnis des Deutschtums in Rumänien auszubreiten und zu vertiefen, einen Einblick zu gewähren in sein Werden und seinen gegenwärtigen Bestand, in seine Arbeit und in sein Hoffen, in sein Denken und Dichten. Wenn dabei in erster Linie das Deutschtum im Altreich berücksichtigt ist, so ist das ja aus der besonderen Bestimmung des Kalenders verständlich. Es geschieht allerdings in weitherziger Weise: der Blick auf das Gesamtdeutschtum Rumäniens bleibt stets offen. Es wird in diesem Kalender außerdem vieles geboten, was zum besseren Verständnis der staatsbürgerlichen Pflichten dienlich ist, und zugleich die Beziehung zum inneren Leben des staatsführenden Volkes gesucht, vor allem auch durch Übersetzungen aus dem rumänischen Schrifttum. Dem Kalender ist die Neuauflage des „Jahrbuches der Deutschen in Rumänien“ beigeheftet. Wir beglückwünschen die Herausgeber zu diesem „ersten Versuch“, wie sie bescheiden genug ihr Werk selbst nennen. — Im Verlag der Markusdruckerei, Schäßburg erscheint: „Christlicher Hausfreund, Kalender für die evangelischen Glaubensgenossen Augsburger Bekenntnisses in Rumänien auf das gemeine Jahr 1930, herausgegeben vom Pfarrverein der evang. Landeskirche“, der sich die Aufgabe gestellt hat, dem neu-erwachenden religiösen Bedürfnis in heimatisch vertrauter Art Befriedigung zu bieten, auf die letzten Quellen der Kraft hinzuweisen und eine Vertiefung der religiös-kirchlichen Gemeinschaft anzubahnen. Damit ist schon gesagt, daß es sich bei dem neuen Unternehmen nicht um einen Wettbewerb mit den bisherigen Jahrbüchern handelt, sondern um eine Ergänzung zu ihnen. Möge es dem „Christlichen Hausfreund“ vergönnt sein, über Siebenbürgen hinauszugreifen und ein neues Band um alle evangelischen Glaubensgenossen Rumäniens zu schlingen. — Aus dem rumänischen Banat stehen zwei Publikationen zur Besprechung. „Dem Banater Schwäbischen Volk gewidmet“ ist „Der Schwabenspiegel, Banater Schwäbischer Volks-Kalender für das Jahr 1930“, den die Gutenberg-Druckerei Heinrich Anwenders in Lugosch herausgibt. In anspruchloser, aber darum nicht zielloser Weise stellt sich dieser Jahresweiser in den Dienst der deutschen Sache, gleichzeitig aber auch Unterhaltung und Belehrung bietend. Betonte Rücksicht wird in Tafeln, Tabellen und redaktionell auf die Belange der Schwäbischen Landwirtschaft genommen und in einem eigenen Abschnitt auf das neue Verwaltungs-gesetz eingegangen. Besonders begrüßenswert erscheint es, daß wichtige Teile aus dem Jahrbuch der Deutschen in Rumänien, für das Jahr 1929, abgedruckt wurden. — Und in der Schwäbischen Verlags-A.-G. in Temeswar erscheint, diesmal zum zehnten Male, der „Schwäbische Volkskalender 1930“. Er wurde vor 10 Jahren in der stürmischen Zeit der völkischen Neugeburt der Banater Schwaben als ein neues Werk deutscher, christlicher Völkerverziehung zur Taufe getragen und wollte von Anbeginn an nicht nur ein Registrator der Jahresereignisse und ein Erzähler für lange Winterabende sein, sondern er strebte darnach, gleichzeitig, ein Wegweiser, Führer und Erzieher in allen wichtigen Belangen des deutschen Volkslebens zu sein. Und das ist er, zweifellos, geworden. Er ist in diesem Jahre besonders reichhaltig und nach mancherlei Richtungen hin verbessert gestaltet.

Aus Übersee liegt „Roseritz' Deutscher Volkskalender für Brasilien auf das Jahr 1930“ vor. Im 55. Jahrgang erscheint dieser Jahresweiser diesmal und zur Charakterisierung des darin erreichten Niveaus genügt es, folgende Beiträge namhaft zu machen: „In Sankt Jürgen“, Novelle von Theodor Storm, „Deutsches Familienleben im Mittelalter“ — aus Gustav Freitags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ —, „Rauchermärchen“ von Paul Keller, „Auf dem Wege nach dem Glück“ von Timm Kröger u. a. m. Daneben tun die Herausgeber aber auch kulturpolitisch und nach der statistischen Seite hin alles, was ein solches Kalenderwerk braucht und nützlich macht, und so wird der „Roseritz“ auch diesmal zu einer ganz besonderen Freude nicht nur für den Benutzer, sondern auch für den Kritiker.

Dr. Noldin zum Gedächtnis

Am 15. Dezember starb in Bozen Dr. Noldin, der aufrechte Südtiroler, der Mann, der wie selten einer vom nationalen Haß der Italiener verfolgt wurde, an den Folgen eines schweren Magenleidens. Er ist ein Opfer der brutalen Verfolgung geworden, die seine physische Widerstandskraft langsam zermürbte und die nun zum Tode geführt hat.

Er hat ein wahrhaft heldenhaftes Leben hinter sich und auch das heroische Sterben ist vom Glanze des Martyriums verklärt. Dr. Noldin ist ein Opfer für das Recht und für die Ehre Tirols geworden. Es blieb ihm kaum ein Leid dieser Erde erspart: er, der gütige Familienvater, der sich nirgends wohler fühlte als im Kreise seiner Frau und seiner vier Kinder, er war genötigt, fast immer auf dieses Lebensglück zu verzichten. Denn zwei Jahre lang war er auf eine wüste Insel verbannt.

Aber über die Liebe zur Familie ging ihm noch die Liebe zu seiner Heimat, insbesondere zu seiner Vaterstadt Salurn, zu dieser südlichsten deutschen Stadt Tirols, in welcher die Familie seit Jahrzehnten einen Besitz hat. Dort genoß er das Vertrauen aller Deutschen und war infolge seines edlen Charakters überall beliebt. Doch auch diese Heimat mußte er in der schönsten Zeit seines Lebens missen; der Krieg rief Dr. Noldin und er zog mit den ersten Tirolern an die galizische Front, wo er in einer der ersten Schlachten gefangen genommen wurde. Aber 5 Jahre verblieb er in der Gefangenschaft, mit der Sehnsucht nach seiner Heimat im Herzen und mit der Ungewißheit über das Schicksal dieser Heimat in den ersten Jahren.

Und als der Krieg beendet war und Dr. Noldin glaubte, als Staatsbürger Italiens gewisse Lebensrechte zu haben, da wurde er von den Italienern ziemlich bald eines anderen belehrt. Der nationale Haß hat ihn mit grausamer Unmenschlichkeit verfolgt und hat heute den Sieg davongetragen, daß der verhaßte Dr. Noldin nicht mehr am Leben und seine Familie wirtschaftlich ruiniert ist. Es gibt in Südtirol kein Lebensschicksal, das in seiner Tragik auch nur annähernd dem Schicksale Dr. Noldins gleichgestellt werden kann.

Geboren am 25. November 1888 in Salurn, studierte er am Gymnasium in Bozen, Trient, Feldkirch (Stella Matutina) und Rovereto von 1898 bis 1906,

maturierte in Bozen am Franziskanergymnasium mit Auszeichnung, absolvierte ebenfalls in Bozen im Jahre 1907 beim 1. Regiment der Tiroler Kaiserjäger sein Freiwilligenjahr mit Ablegung der Offiziersprüfung. Von 1907 bis 1912 besuchte er die Universität, juristische Fakultät, Innsbruck und promovierte 1912 mit Auszeichnung. Im selben Jahr ergriff er den Rechtsanwaltsberuf, machte ein halbes Jahr Gerichtspraxis beim Präsidium in Trient, dann die Advokaturpraxis bei Dr. Ossana in Mezzolombardo bis August 1914.

Gleich bei Kriegsausbruch rückte er in Rovereto zum 1. Regiment der Tiroler Kaiserjäger ein und zog nach Galizien. Am 11. September wurde er bei Lemberg verwundet (Schulter) und ins Militärhospital nach Trient gebracht. Kaum geheilt, zog er Mitte Januar 1915 zu den Karpathenkämpfen. Am 15. Februar 1915 kam er in russische Gefangenschaft, nach Omsk, Tomsk, Piestschanka und Wladiwostok, wo er bis 1920 blieb. Im Februar 1920 wurde er von einer italienischen Kommission abtransportiert; vor dem Transporte wurde ihm die Bedingung gestellt, sich als italienischer Staatsbürger zu erklären, was er aber mit Entschiedenheit ablehnte. Er sollte daher in Gefangenschaft zurückbleiben. Aber kurz vor Abfahrt des Schiffes nahm man ihn doch noch, auch ohne Bekenntnis zu Italien, an Bord. So gelangte er am 13. April 1920 wieder in seine Heimat.

Nach seiner Rückkehr nach Salurn war er zwei Jahre Konzipient in Bozen, machte die Rechtsanwaltsprüfung und war dann in seinem Berufe in Salurn tätig. Im Fasching 1923 führten einige Salurner Burschen einen Uff vor der Karabinier-Kaserne auf und wurden „wegen dieses gefährlichen Angriffes bewaffneter Banden“ zur Anzeige gebracht. Dr. Noldin hatte die Verteidigung dieser Burschen übernommen, was man ihm in späteren Jahren italienischerseits zum Vorwurf machte. Ebenfalls als Rechtsanwalt verteidigte er zwei Mädchen, die wegen Erteilung deutschen Privatunterrichtes vor Gericht geladen waren. Er tat dies mit der ihm angeborenen Verstandesschärfe in einer Weise, die ihm von italienischer Seite wiederum außerordentlich übelgenommen wurde. Dr. Noldin wurde von den Faschisten nach dem Hochkommen ihrer Bewegung sofort verfolgt und wiederholt tätlich bedroht.

Am 19. Dezember 1925 wurde er grundlos verhaftet, blieb im Gefängnis Neumarkt bis 7. Januar, wurde dann nach Trient ins Gefängnis gebracht, wo am 12. Januar 1926 die Verhandlung stattfand. Der Gerichtshof beschloß als Strafe 5 Tage Arrest und 500 Lire Geldstrafe, wobei bemerkt wird, daß Dr. Noldin bereits 25 Tage in Untersuchungshaft verbracht hatte.

Am 23. Januar 1927 wurde er wieder verhaftet, in Ketten gelegt und ins Gefängnis nach Trient gebracht. Die Konfinierungskommission verurteilte Dr. Noldin in der Sitzung vom 27. Januar unter Vorsitz des Präfekten Vaccari auf Grund des Gesetzes für die Sicherheit des Staates zum fünfjährigen Zwangsaufenthalt auf der Insel Lipari, ohne daß sich Dr. Noldin irgendwie rechtfertigen konnte. Der Grund war immer der nämliche, weil Dr. Noldin deutschen Kindern Les- und Schreibunterricht in der Muttersprache vermittelt hatte und ihnen eine deutsche Weihnacht bereiten wollte. Der Aufenthalt auf der Insel Lipari ist in den Winter-

monaten zur Not erträglich, trotzdem wüteten gerade damals heftige Stürme und monatelang waren weder Eier noch Gemüse erhältlich. In den Sommermonaten jedoch wird der Aufenthalt infolge der drückenden Hitze und des Wassermangels sowie der verwanzten Wohnungen zu einer entsetzlichen Qual, wobei das Gefühl des Abgeschlossenseins von jedem Verkehr die seelische Bedrückung vergrößert. Dr. Noldin litt ununterbrochen an Schlaf- und Appetitlosigkeit. Im Sommer 1928 wurde Dr. Noldin von einer typhösen Erkrankung, der sogenannten Liparitis, befallen, welche seine inneren Organe leider so gründlich zerstörte, daß er seitdem nie mehr völlig gesund war.

Kurz vor Weihnachten 1928 wurde Dr. Noldin in Freiheit gesetzt. Aber er hatte die Folgen der typhösen Erkrankung nicht überwunden. Im Mai 1929 mußte er sich wegen Magengeschwüren in ärztliche Behandlung begeben. Dr. Noldin reichte bei den italienischen Behörden um die Ausstellung eines Reisepasses zur Reise nach Karlsbad ein, da er dort die Genesung von seinem Leiden erhoffte, doch wurde ihm die Ausstellung des Reisepasses verweigert. Im Sommer wurde er in Meran operiert, ohne daß die Operation eine Besserung seines Befindens herbeiführte und im November hat dann ein bekannter Innsbrucker Chirurg neuerlich eine Operation vorgenommen, wobei Sarkom festgestellt ward. Bei der Operation fand sich eine ausgedehnte Erkrankung im Bereiche des Magens und der Lymphdrüsen des Bauches, deren operative Behebung leider ausgeschlossen war. So verfiel der Körper Dr. Noldins immer mehr. Wie aus Bozen gemeldet wird, hat sich Dr. Noldin am 14. Dezember abends noch mit Freunden unterhalten. Kurz darauf ist er ruhig und ohne langen Todeskampf gestorben. Central University Library Cluj

Sinn und Aufbau der Arbeit am Volkstum.

Der Landesverband Hessen (Darmstadt) des Vereines für das Deutschtum im Ausland versendet aus seiner Schriftenreihe zu „Volk und Heimat“ die dritte Folge: „Sinn und Aufbau der Arbeit am Volkstum. — Über die Arbeit in den Schulgruppen des V. D. U.“, mit Aufsätzen von Pfarrer Georg Harth, St. Andrä von dem Hagental bei Wien. In schlichten Worten, oft auch nur zwischen den Zeilen zu lesen, spricht sich hier für den Kundigen die ganze segensreiche Arbeit dieses V. D. U.-Landesverbandes aus. Während der erste Beitrag prinzipiell Grundsätzliches in wirklich vorbildlicher Form sagt, tritt Pfarrer G. Harth in seinem Bericht „Über die Arbeit in den Schulgruppen des V. D. U.“ vor allem dem Wirken an der Jugend näher. Das Werkchen ist zu dem niedrigen Preis von 30 Pfennigen durch die Geschäftsstelle des Landesverbandes Hessen des V. D. U., Darmstadt, Rhönring 36, zu beziehen.

Die Gründung der Deutschen Kunstgesellschaft

Aus der Erkenntnis heraus, daß es unumgänglich notwendig ist, für die Ausbreitung der deutschen künstlerischen Kultur im Auslande mehr als bisher zu arbeiten und die nur geringen öffentlichen Mittel, die von dem verarmten Deutschland für diesen Zweck zur Verfügung stehen, durch die Mitwirkung privater Kreise zu verstärken,

hat sich nach langen und sorgfältigen Vorbereitungen nunmehr eine Vereinigung, die „Deutsche Kunstgesellschaft“, Gemeinnützige Gesellschaft für die künstlerischen Beziehungen Deutschlands zum Auslande, gebildet. Präsident der Gesellschaft ist Günther Fürst von Schönburg-Waldenburg, Stellvertretender Präsident Dr. Heinrich Michaelis. Der nur kleine Arbeitsauschuß besteht aus folgenden Herren: Staatsminister a. D. Dr. Südekum, Berlin; Direktor der Deutschen Bank Dr. h. c. von Stauff, Berlin; Provinzialkonservator Dr. Graf Wolff Metternich, Bonn a. Rh.; Rechtsanwalt Prof. Dr. Rheinstrom, München; und Geheimrat Prof. Dr. Sievers, Berlin.

Die Geschäftsstelle der Gesellschaft befindet sich in Berlin W. 30, Nollendorfstraße 37. (Tel.: B. 1, Kurfürst 2542).

Die organisatorische Leitung liegt in den Händen des Herrn Dr. Heinrich Michaelis, der in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als Vorsitzender der „Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst e. V.“ in Berlin über eine ausgebreitete Erfahrung auf dem Gebiete künstlerischer Arbeit im Inland verfügt. Durch eine Verbindung der In- und Auslandsaufgaben wird es möglich sein, z. B. bei der Entsendung von deutschen Sängern oder Instrumentalisten, eine weitaus rationellere Auswertung und damit eine starke Verbilligung für die zu bedenkenden Stellen zu ermöglichen.

Die Tätigkeit der neuen Gesellschaft wird sich auf die Pflege der deutschen Musik, der darstellenden wie der Vortragskunst und auf das Kunstausstellungswesen erstrecken, wobei sie die in den Jahren nach dem Kriege auf diesem Gebiet entwickelte Tätigkeit auszubauen und zu verstärken hofft.

Wenn man die ungeheuren Schwierigkeiten, die insbesondere in der Finanzierung von Unternehmen der Art liegen, bedenkt, so ist gewiß schon vieles geleistet worden, aber gemessen an dem früher Versäumten und an der Fülle und dem Umfang des Arbeitsgebietes, das sich über alle Kulturländer der Erde erstreckt, ist es noch keineswegs genug. Hier wird und soll die Arbeit der Deutschen Kunstgesellschaft einsetzen.

Badener, heraus!

So klein das badische Land im Verhältnis zu anderen Ländern auch sein mag, man findet doch in allen Teilen des Deutschen Reiches und nicht zuletzt auch in fernen und fernsten Zonen des Auslandes Angehörige vom „Muschterlände“. Zu manchen unruhigen Zeiten, in wirtschaftlich schweren Epochen mögen sie z. T. ausgewandert sein und sich ein neues Heim und eine neue Wirkungsstätte gegründet haben. Wo mögen sie alle leben? Was mögen sie treiben und welche unter ihnen haben sich auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Technik und Politik einen klangvollen Namen geschaffen?

In der heutigen Zeit, wo man für Ideale und kulturelle Darbietungen wieder anfängt, Verständnis zu fassen, wäre es doch interessant, zu erfahren, wo sich die Hüter der Heimatkultur überall aufhalten und ob es möglich wäre, sie alle oder wenigstens zum großen Teil ohne Unterschied des Standes während einer eindrucksvollen Heimat-

zusammenkunft wieder einmal auf dem alten Boden der Heimat zu vereinigen. Die Vorteile, die aus einem solchen Wiedersehen zur Stärkung des Heimatgefühles hervorgingen, wären ohne Zweifel von nachhaltiger Wirkung. Doch, wo sind überall die Angehörigen, Söhne und Töchter des Badener Landes zu finden? Diejenigen, die irgend einer Organisation oder einem landsmannschaftlichen Verein angehören, werden mit Leichtigkeit, die anderen jedoch nur mit großer Mühe aufzufinden sein. Drum, Badener, gebt ein Lebenszeichen von Euch, was Ihr auch sein und wo Ihr auch wohnen möget, am besten auf dem Wege der weltumspannenden, Länder und Meere verbindenden Presse! Die Veranstalter des „Badener Heimattages Karlsruhe 1930“, an der Spitze der Landesverein „Badische Heimat“ e. V., Sitz Freiburg i. Br., werden Euch dafür Dank wissen. Meldet Euch bei ihm an! Badener heraus!

Bücherchau

Misch Drend: Von siebenbürgisch-sächsischer Bauernart. Eine Wesensschau 1929. Honterus-Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft, Hermannstadt.

Verschiedene Völker wohnen in Siebenbürgen, verschieden nach Herkunft, Gestalt und Sprache, verschieden nach den Gezeiten, die sich die einzelnen Völker selber setzten und nach denen sie nun leben: Deutsche und verdeutschte fremdstämmige Zuwanderer; Rumänen und romanisierte Slawen, Griechen und Mazedonier; Madjaren aus Asien und madjarisierte Germanen; Zigeuner aus Indien, die hier nach vielfachen Wanderfahrten eine Art Heimat gefunden haben. Alle diese Völker aber hat Siebenbürgen mit seinen strengen Wintern und heißen Sommern, mit seinem Vorfrühling und seinem farbenreichen Herbst, mit seinem Hochgebirge beeinflusst und jedes auf seine Art geformt . . . Und nun charakterisiert, wie es hier im einzelnen leider nicht wiedergegeben werden kann, Dr. Drend in ausführlicher und reizvoller Darstellung in schön gezeichneten Bildern die Umwelt des siebenbürgischen Raumes und der siebenbürgischen Völker und stellt in sie hinein die Wesensschau seines sächsischen Bauern als aus ihr gewordenen, bei aller ursprünglichen Eigenart, so gewordenen Menschen. Nachdem er Siebenbürgen und seine Völker und das Verhältnis der Sachsen zu den anderen Völkern Siebenbürgens in zwei eingehenden ersten Sonderabschnitten präzise und anschaulich herausgestellt hat, behandelt er im Hauptteil seines Werkes das eigentliche Thema. Er spricht über des sächsischen Bauern Verhältnis zur Stadt und führt dann über ein außerordentlich fein gestaltetes Kapitel: „Grundstimmung“, worin Dr. Drend das Wesen seiner Bauern bis ins Letzte und Tiefste restlos erhellt, hinüber in das Dorfleben. Gemeinschaft, Liebe und Ehe und Verwandtschaft, Geselligkeit, Humor und Spott, Bildung und Formen, Rechtsinn, die Politik, Wirtschaft, Volkskunst, die letzten Dinge — die Nennung dieser Schlagwörter möge die umfassende Vielgestaltigkeit des Drend'schen Buches anzudeuten versuchen. Durch all diese Probleme hindurch, die nicht nur angechnitten, sondern abgehandelt werden, dringt der Verfasser dann zur Erörterung der Frage vor, inwieweit Rasse und Temperament die Volkspersönlichkeit des siebenbürgischen Bauern bestimmten. So entsteht ein Bild von der Wesensschau des siebenbürgisch-sächsischen Bauern, wie es farbiger und farb echter wohl schwerlich zu entwerfen ist. Das Buch muß jeder lesen, der sich mit siebenbürgisch-sächsischer Bauernart auseinandersetzen will oder muß.

Hermann Eged: A bátaszéki németek és népdalaik (Die Deutschen von Batasek und ihre Volkslieder), 38. Band der deutschen philologischen Arbeiten, herausgegeben von Prof. Pék, Prof. Bleyer, Prof. Schmidt. Budapest 1929, Verlag Pfeiffer.

Allmählich wächst unsere Kenntnis des Deutschtums in Rumpfungarn, seit die wissenschaftliche Einzelbearbeitung, gefördert namentlich von den germanistischen Professoren der ungarischen Universitäten, eingesetzt hat. Die vorliegende prächtige Arbeit behandelt die Volkslieder einer der größten und wohlhabendsten Gemeinden der Baranya, der sogenannten „Schwäbischen Türkei“. Man ist erstaunt über die Fülle deutscher Aberglaubens, die sich hier, bisher vollkommen unbeachtet, erhalten hat und die in vielen Zügen noch deutlich in die Urheimat nach Südwestdeutschland zurückweist.

Aus Oberschlesiens Urzeit. Herausgegeben von der Oberschlesischen Provinzialdenkmalpflege für kulturgeschichtliche Bodenkulturtümer, Ratibor, und der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des städt. Museums, Beutten, D. S. Im Verlag „Der Oberschlesier“. Oppeln 1929.

Die urgeschichtliche Literatur über Oberschlesien hat in den letzten Monaten eine starke Bereicherung erfahren durch eine Broschürenreihe „Aus Oberschlesiens Urzeit“. In Verlage der Monatschrift „Der Oberschlesier“ sind aus dieser Reihe erschienen „Oberschlesische Urgeschichtsforschung und nordische Altertumsfunde“ von Frhr. v. Richtigshofen, „Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Neustadt O/S.“ von Alfons Maruschke und „Der Urnenfriedhof bei Czarnowanz, Kreis Oppeln, Ausgrabungsbericht 1922“ von Alfred Arndt. Richtigshofen legt in seiner Broschüre die Zusammenhänge dar, die zwischen Oberschlesien und dem germanischen Norden in der Urzeit bestanden. Seine hervorragende wissenschaftliche Arbeit hat in grenzlandpolitischer Beziehung besondere Bedeutung. Alfons Maruschke gelingt es, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Urgeschichtsforschung des Kreises Neustadt im Zusammenhange und in leicht faßlicher und volkstümlicher Form vorzutragen. Neustadt ist somit der erste Kreis Gesamt-schlesiens, der eine Darstellung seiner Urgeschichte als geschlossene selbständige Arbeit bietet. Alfred Arndts Ausgrabungsbericht von Czarnowanz zeigt den Urgeschichtsforscher bei der praktischen Arbeit, dem streng wissenschaftlichen Kennzeichen der einzelnen Funde und ihrer Einordnung in ein großes wissenschaftliches System. Zu jeder der 3 Broschüren gehören eine große Anzahl wertvoller Kunsttafeln, der Arbeit von Maruschke sind 4 Flurkarten beigegeben. Dem wirklich gebiegegen Inhalte dieser 3 Werke entspricht ein geschmackvolles künstlerisches Außere, so daß diese 3 Arbeiten als eine bedeutsame Bereicherung unseres Heimatschrifttums und als eine außergewöhnliche Werbung für Oberschlesien bezeichnet werden müssen. Der Preis ist sehr niedrig gehalten. Die Arbeiten von Richtigshofen und Arndt kosten je 1 Mark, die von Maruschke 1 50 Mark. Bestellungen erfolgen am besten gegen Voreinzahlung des Betrages auf das Postcheckkonto der Monatschrift „Der Oberschlesier“ in Breslau, Nr. 41382 oder durch Bestellung bei der Geschäftsstelle des „Oberschlesiers“ in Colonnoska.

Gerhard Lüdtke und Luz Mackensen: Deutscher Kulturatlas. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig.

Dieser Kulturatlas ist ein Werk, das bei jedem Gebildeten Interesse finden muß. Die Verbindung der graphischen Darstellung mit erklärendem Text auf einer Tafel bietet die Möglichkeit rascher und dauernder Einprägung des Stoffes. Die Karten umfassen folgende Gebiete: Vorgeschichte, Geschichte, Siedlung, Wirtschaft und Verkehr, Religionsgeschichte, Recht, Sprache, Literaturgeschichte, Bildungs-geschichte, Philosophie, Kunstgeschichte, Musik. Ein besonderer Vorzug der Karten besteht darin, daß die Form

der graphischen Darstellung so einfach wie möglich gehalten ist, und somit die Blätter nicht überladen werden, sondern gerade in ihrer Schlichtheit wirken und jedem verständlich sind. Gegliedert ist das ganze Werk in fünf Abteilungen: „Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1000“, „Vom Ritter zum Patrizier“, „Vom Humanismus zum Rokoko“, „Von Goethe bis Bismarck“, „Die neueste Zeit“.

Johann Bredt: Windau, in Gegenwart und Vergangenheit. Eine Ortsgeschichte auf Grundlage der Volkskörperforschung. 98 Seiten, mit 2 Skizzen, 1 Familienstamm- und 1 Ahnentafel, 150 Lei oder 4 RM. mit Postgebühren. Verlag Buchdrucker Gustav Zikeli, Bistriț, Nösnergau, Siebenbürgen. Postanschrift: Bistriț, Komitat Näsăud, Romănia.

Die Kapitel I: „Lage und Gattert“, II: „Kirchengut und -gebäude“, III: „Volksbewegung“ (Anzahl der Höfe, Zahl der Geburten und Todesfälle mit verschiedenen Vergleichstabellen sowie Zu- und Abwanderungen) und IV: „Volkskundliches“ sind natürlicherweise ortsbeschränkt, können jedoch als Beispiel für ähnliche Arbeiten bestens empfohlen werden, da sie in manchen Belangen der Originalität nicht entbehren. Der eigentliche Kern des Buches ist das Kapitel V: „Hausgeschichte“, und enthält die Beschreibung der vom Verfasser vertretenen „Volkskörperforschung“. Sie bietet im einzelnen die Geschichte jedes Hofes, die Zahl der Verheirathungen, der Geburten und Todesfälle, die Dauer der Ehen, das Aussterben einzelner Sippen und die Übernamen. Der Einzelne wieder kann sich aus den Hausgeschichten, welche die Anfertigung von Familiengeschichten erleichtern, seine Ahnentafel zusammenstellen.

Studentenwerk, Zeitschrift der studentischen Selbsthilfearbeit, herausgegeben vom Deutschen Studentenwerk e. V., Dresden — U. 24, Kaiserstr. 2. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, Heft 7 und 8, Jahrgang III (1929).

Mit den vorliegenden neuesten Hefen (7 und 8) schließt der dritte Jahrgang dieser nicht nur in ihrer Auflage, sondern auch in ihrer kulturell-akademischen Bedeutung dauernd wachsenden Zeitschrift der deutschen studentischen Selbsthilfearbeit ab. In der Dezember-Nummer behandelt Professor Reßler-Leipzig die Stellung und Aufgabe des Studenten in der neuen deutschen Gesellschaft. In packend geschriebener Darstellung wird hier ein notwendiges Thema höchst eindringlich behandelt. Mit reichhaltigem Material vom Tagewerk der studentischen Selbsthilfearbeit und von den Leistungen des Auslandes auf diesem Gebiete erfüllen die neuen vorliegenden Hefen nicht nur für die grundsätzliche Erörterung, sondern auch für die abgerundete Berichterstattung ihre publizistische Aufgabe.

Die Wolgadeutschen. Ihr Staats- und Verwaltungsrecht in Vergangenheit und Gegenwart. Zugleich ein Beitrag zum bolschewistischen Nationalitätenrecht. Von Dr. jur. Manfred Langhans-Katzeburg. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas, Komitee zur Pflege der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und der Republik der Wolgadeutschen Gr.-8^o, VIII und 192 S. Geheftet Rm. 6,50. Im Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35 und Königsberg/Pr.

Mehr als 400.000 Menschen deutscher Abstammung, mehrere hundert Dörfer an den Ufern der Wolga, bilden heute eine der bedeutendsten Siedlungen des Auslandsdeutschtums: die autonome Republik der Wolgadeutschen in dem großen Staatsbereich der Sowjet-Union. 165 Jahre Geschichte dieses deutschen Bruderstammes, vom Einwanderungsaufbruch Katharinas der Großen bis zu den Verwaltungs- und Verwaltungsaufgaben der jüngsten bolschewistischen Zeit sind hier zum ersten Male systematisch in lebendiger Weise aufgehell. Der hier dargestellte staatsrechtliche Entwicklungsweg der Wolgadeutschen Kolonisten bietet aufschlußreiche Einblicke sowohl in die Methoden der russischen

Staatsverwaltung über die deutschen Wolgaansiedlungen, wie in die eigene Selbstverwaltung der Ausgewanderten (Schul- und Kirchenangelegenheiten, Gerichtswesen, Militärdienst, Sprache u. a.). Mancherlei eingewurzelte Irrtümer über die russische Verwaltungspolitik der Zarenzeit werden beseitigt, der Einfluß der panslawistischen Bewegung seit dem vorigen Jahrhundert, der sich mit dem Weltkrieg besonders verstärkte, ist in seinen Auswirkungen ebenfalls nicht übersehen. Die schicksalreichen Wandlungen der Jahre 1914 und der russischen Revolutionen 1917 bilden den Übergang zur Wolgadeutschen Republik und zur nationalen und kulturellen Selbständigkeit, deren Entstehung der Autor eingehend behandelt. Diese Hauptteile des Werkes charakterisieren die Grundzüge der heutigen Staats- und Verwaltungspolitik des Wolgastaates nach der rechtstheoretischen wie der praktischen Seite, also auch heutiges Bildungs-, Gerichts- und Kriegswesen, Sprache usw. Neben einem Überblick über die Praxis des heutigen sowjetischen Nationalitätenrechts und ausführlichen Literaturangaben sind dem Buche als Anhang wichtige Dokumente zur Geschichte des Wolgadeutschtums beigegeben, unter denen Urkunden aus dem Jahre 1918 (Gründung des autonomen Staates) und der Abdruck der heutigen Wolgadeutschen Verfassung bemerkenswert sind.

Bruno Seifert: Der Anteil Deutschlands an der wirtschaftlichen Entwicklung Afghans. Als dritter Band der wirtschaftswissenschaftlichen Reihe der Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart (herausgegeben von Prof. Dr. R. J. Fuchs-Tübingen und Geh. Leg.-Rat. Prof. Dr. Wiedenfeld-Leipzig) erschien soeben in der Ausland und Heimat Verlags-A.-G., Stuttgart. 66 Seiten, 1 Karte. Preis gebunden RM. 2.70, geheftet RM. 2. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch die Ausland und Heimat Verlags-A.-G., Stuttgart, Charlottenplatz 1 a.

Der Besuch König Amanullahs in Europa und die sich daran anschließenden Wirren in Afghanistan haben dieses kaum gekannte zentralasiatische Land mit einem Male in das Blickfeld europäischer Interessen gerückt. Auch in Deutschland hat man die Ereignisse mit Spannung verfolgt, erlebte man ja an diesem Beispiel mit aller Deutlichkeit die Ausmaße und auch die Schwierigkeiten wirtschaftlicher Zukunftsmöglichkeiten im fernen Osten. In dieser Hinsicht kommt die neue, knapp gehaltene Arbeit von Bruno Seifert einem weitgehenden Bedürfnis entgegen. Sie beruht auf eingehenden Studien im Lande selbst, in dessen Diensten der Verfasser gestanden, und gibt, fern von jeder Einseitigkeit, ein buntes und anschauliches Bild der Verhältnisse und der Mannigfaltigkeit der wirtschaftlichen Erscheinungen aus den orientalischen Bedingtheiten der Natur, der Menschen, ihrer Religion und Organisationsformen heraus. Seifert schildert den Geist der Wiedergeburt Asiens, die nationale Erhebung nach dem Kriege und die internationale Verflechtung, die überall einsetzenden Europäisierungsbestrebungen des Königs, deren Schwierigkeiten und deren Überstürzung uns auch die Auflehnung des Volkes verstehen lassen. Schon 1922 verhandelte Deutschland über die Anbahnung von Handelsbeziehungen; man gründete eine Deutsch-Afghanische Kompanie, errichtete eine Deutsche Gesandtschaft in Kabul, schloß einen Handelsvertrag und anschließend auch einen Freundschaftsvertrag mit Afghanistan ab. Deutsche Gelehrte, Fachleute, Offiziere, Architekten und Ingenieure, Ärzte und Lehrer wurden von der afghanischen Regierung mit einflußreichen Stellungen betraut und sollten dem kulturellen Aufstieg die Wege ebnen. Auf Verkehrsweisen, Kanal- und Straßenbau, auf Hebung der Naturalwirtschaft, auf Anlage landwirtschaftlicher Versuchstationen, Hebung der Waldwirtschaft und Erforschung mineralischer Vorkommen, auf Verbesserung der verschiedensten Betriebe und die Einrichtung von Fachschulen sowie auf zunehmende Teilnahme an den Handelsbeziehungen — auf das alles erstreckte sich die deutsche Tätigkeit, der sich allerdings mancherlei Hemmungen technischer, religiöser oder politischer Natur in den Weg

stellen. So betrachtete Deutschland seine Aufgabe, mitzuwirken an der Neugestaltung der Kultur, „nicht im Sinne einer völligen Europäisierung des Orients, sondern im Geiste der Erziehung zur tieferen und breiteren Entfaltung eigener Art und Kraft“. Diese Entwicklung ist vorläufig unterbrochen. Aber sie wird ihre Wege weitergehen — und dem vorausschauenden Volkswirtschaftler wird dieses Büchlein — das erste in seiner Art — mit seinen Erkenntnissen und den Erfahrungen erster Versuche wertvolle Aufschlüsse und Fingerzeige geben.

Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, herausgegeben von Dr. Alfred Lattermann-Posen, 1929, Heft 17.

Das neueste Heft des gemeinsamen Organs der im abgetretenen preußischen Ostgebiet noch bestehenden wissenschaftlichen Gesellschaften, das, von Dr. Hermann Rauschnig begründet, seit drei Jahren unter der Schriftleitung von Dr. Alfred Lattermann steht, bringt Aufsätze und Besprechungen aus verschiedenen Wissensgebieten, hauptsächlich aus den Naturwissenschaften und der Geschichte. Den Beschluß macht, wie üblich, ein umfangreicher Teil Besprechungen und Inhaltsangaben aus der Feder verschiedener Mitarbeiter, der diesmal auf 35 Seiten 35 Arbeiten aus verschiedenen Gebieten der Geschichte, der Kunstgeschichte, der deutschen Sprachinsel- und Mundartenkunde sowie der Naturwissenschaften und Erdkunde umfaßt, darunter auch 18 polnisch geschriebene Werke. Neu ist eine Zeitschriftenchau. — Bezogen werden kann das Heft zum Preise von 8,40 Zloty (bzw. 4,20 Mark) durch die deutschen Buchhandlungen oder den Verlag, die Historische Gesellschaft für Posen (Poznan, ul. Zwierzyniecka 1), die auch Vorausbestellungen der Zeitschrift für das nächste Jahr (20 Zloty bzw. 10 Mark für drei Hefte) entgegennimmt.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Paul Th. Hoffmann. Das Göttliche. Eine Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Zeiten. 456 Seiten Okt. in Ballonleinen gebunden. Verlag Georg D. W. Callwey, München. Preis 8.50 Mark.

Das stärker als in den letzten Jahrzehnten erwachende, durch die jüngsten Weltereignisse noch mehr entfachte religiöse Interesse läßt den Versuch zeitgemäß und berechtigt erscheinen, eine Sammlung der religiösen Stimmen der Völker zu geben, die dem künstlerisch und religiös empfänglichen Menschen stille Stunden der Erbauung im edelsten Sinne bieten können, wann immer er zu dem Buche greift. Für das Prinzip der Auswahl galt: erstens der „lebendige Inhalt“, zweitens die poetische Form. Deshalb wurde hauptsächlich Poesie zusammengetragen. Nur ausnahmsweise wurde Prosa zugelassen: Platon, Buddha und Christi Predigten, Meister Eckhart, Luther, Kant u. a., Prosa, deren erhobener und erhabener Inhalt auch das Ganze ins Poetische rückt. Da die Sammlung vornehmlich für deutsche Menschen bestimmt ist, wurde naturgemäß das deutsche Schrifttum besonders berücksichtigt. Und so will das Werk dem nach Festigung, Vertiefung und Erneuerung seiner Weltanschauung strebenden Menschen ein Buch für Stunden der Einkehr und der stillen Weihe sein.

Karl Remme: Deutschland. Lesebuch für studierende Ausländer zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Mit graphischen Darstellungen und Statistiken, 3 farbigen Karten von Deutschland, 56 Abbildungen.

3. Auflage. Im Verlage des Akademischen Auskunftsamtes und des Deutschen Institutes für Ausländer, Berlin C. 2, Universität.

In den letzten Jahren ist viel darüber nachgedacht worden, auf welche Weise die fremden Gäste an den deutschen Hochschulen am besten mit den Verhältnissen des Landes bekannt gemacht werden können. Das vor sieben Jahren begründete Deutsche Institut für Ausländer an der Universität Berlin ist einer der Lösungsversuche. Tausende von ausländischen Studenten haben hier ihre Ausbildung in der deutschen Sprache und erste Einführung in deutsches Kulturleben empfangen. Auf den Erfahrungen dieser Arbeit hat der Leiter des Deutschen Institutes für Ausländer an der Universität Berlin dieses Buch aufgebaut. Ein zur Ergänzung herausgegebener „Wegweiser durch die Literatur zur Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens“ führt den Willigen wertvoll weiter.

Dr. Adolf Grabowsky: Deutschland und das Weltbild der Gegenwart. Mit 63 Karten und Diagrammen und zwei schematischen Übersichten. Zentralverlag G. m. b. H., Berlin W. 35.

Die Schrift behandelt ihr Thema auf räumlicher oder, wie man jetzt gerne sagt: auf geopolitischer Grundlage. Die neue Methode weltpolitischer Untersuchung erfordert eine etwas andere Geographie als wir sie aus den gebräuchlichen Atlanten kennen. Es sind expressionistische Karten, die verlangt werden. Sie werden hier versucht. Nicht als „Beigabe“, sondern als Selbstzweck, der ein plastisches, weltpolitisches Sehen anstrebt. Die vorliegende Schrift muß also in untrennbarer Verbindung mit den Karten und Diagrammen gewürdigt werden und bildet gleichsam einen Vorläufer der Weltpolitischen Bücherei, die der Verfasser im gleichen Verlag herausgibt und die nach demselben System errichtet ist. Auf diesem Wege wird dargetan, wie Deutschland überall unmittelbar an die Welt grenzt und wie all seine Probleme weltpolitisch sich auswirken.

Alfred Schulze: Griechenland und Amerika. Plaudereien über Reiseeindrücke aus der Alten und der Neuen Welt. Verlag von Wolfgang Heß in Dresden.

Einem besonderen Zufall verdankt dieses Buch seine Entstehung. Der Verfasser war aufgefordert worden, seine amerikanischen Reiseeindrücke einem größeren Kreis von Freunden vorzutragen und verfügte hierzu nicht über eigene Lichtbilder. Da verfiel er auf den Ausweg, dem Vortrage dadurch Licht und Farbe zu verleihen, daß er den amerikanischen Reiseeindrücken die ganz anders gearteten Eindrücke gegenüberstellte, die er im Jahre zuvor auf einer Reise durch Griechenland gesammelt hatte. Das Ganze wurde schließlich zum Buch. Es kann und will nur Skizzen, Streiflichter bieten. Und tut dies in überaus ansprechender, geistvoller, aber dabei nie ermüdender Form.

Franz Spunda: Griechische Reise. Mit Federzeichnungen von J. Weischer und 24 Bildtafeln. Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin.

Eine Reise nach Griechenland ist eine Wallfahrt zu den Wurzeln Europas. Wenn eine Reise in die Ferne zugleich eine Lust am Abenteuer des Gefühls ist, in der sich die zu Hause aufgespeicherte Sehnsucht farbig entzündet, so kommt bei einer Reise in Hellas noch der Zauber des sinnvoll Poetischen hinzu, der hier im Atem der Landschaft die Erhabenheit des Ewigen erahnen läßt. Spunda gibt in dem besonders reich ausgestatteten Bande mit dichterischer Kraft ein wahres Bild des sagenhaften Landes, und das Buch macht der Deutschen Buchgemeinschaft alle Ehre, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, guten und doch billigen Büchern in vorbildlicher Formgebung und bester Ausstattung zu wohlfeilen Preisen den Weg in alle Schichten des deutschen Volkes zu schaffen.

Hans Börger: Fahrten in der Ägäis. Mit 55 Vollbildern. Hamburg, Johann Trautmann Verlags-G. m. b. H.

Die hier zusammengestellten Schilderungen sind Erlebnisse auf einer Frühlingssfahrt des Jahres 1926. Sie verfolgen die Absicht, das früher vom Verfasser im gleichen Verlage herausgegebene Buch: „Griechische Reisetage“ zu ergänzen, indem sie im Gegensatz zu jenem, das sich vorzugsweise mit dem griechischen Festlande befaßt, diesmal das Inselreich des Ägäischen Meeres in den Mittelpunkt der Betrachtungen rücken. Besonderer Wert wurde auf die Beschaffung, die Auswahl und die Reproduktion des wundervollen Bildmaterials gelegt.

Der Sänger. Monatschrift für deutsche Sänger und Sängerinnen und für Musik- und Kunstnachrichten im Königreich Jugoslawien. Erscheint allmonatlich um die Monatsmitte. Druck und Verlag: Druckerei- und Verlags-A.-G., Neusaß, Ungargasse 7.

Der Schwäbisch-Deutsche Kulturbund, der an der Zusammenfassung der deutschen Gesangsvereine im Königreiche Jugoslawien zum „Deutschen Sangerbunde“ schon seit längerer Zeit arbeitet, gibt, um weitere Kreise für den Gesang zu gewinnen, und im Interesse der Sangesfreudigkeit unserer Volksgenossen nunmehr eine Monatschrift für die deutschen Sänger und Sängerinnen und für Musik- und Kunstnachrichten im Königreiche Jugoslawien, „Der Sänger“ heraus. Wenn auch die Zeitschrift vom Schwäbisch-Deutschen Kulturbunde herausgegeben wird, so mußte aus Zweckmäßigkeitsgründen, damit der Herausgabe dieses Blattes keine Schwierigkeiten durch die Behörden gemacht werden, die zur Herausgabe von Druckschriften aller Art behorlich berechnigte Druckerei- und Verlags-A.-G. in Neusaß, als Verlegerin und Herausgeberin angegeben werden. Wir beglückwünschen den Schwäbisch-Deutschen Kulturbund zu dieser neuerlichen Tat, und hoffen, daß die Zeitschrift recht viel gelesen wird. Es ist recht und billig, interessierte Kreise auf diese Neuerscheinung aufmerksam zu machen, und zwecks Unterstützung der kulturellen Bestrebungen des Kulturbundes den Bezug dieser Zeitschrift nahezu legen. Der Preis beträgt einschließlich Versandspesen unter Kreuzband nur 2 Dinar monatlich und ist für 6 Monate im voraus zu zahlen.

Schrift und Schreiben. Zeitschrift für alle praktischen und wissenschaftlichen Fragen der Schrift und des Schreibunterrichtes. Herausgegeben von Professor Georg Raeder-Scheidt, Direktor der Pädagogischen Akademie Bonn. Verlag F. Sonnede-Bonn.

Eine solche Zeitschrift fehlte bisher. Der für Schreibunterricht und Schriftwesen Interessierte fand vielmehr in der großen Zahl der pädagogischen Zeitschriften und Werke nur gelegentlich diese Fragen behandelt. Die neue Zeitschrift, die ab Oktober 1929 in zweimonatlichen Abständen regelmäßig erscheint, will hier Abhilfe schaffen. Naturgemäß konnte in diesen ersten Heften noch nicht annähernd gezeigt werden, was die neue Zeitschrift alles bringen und behandeln wird; denn dazu ist das Schriftgebiet zu reichhaltig und umfangreich. Die Namen der Herausgeber und die große Zahl der begeisterten Mitarbeiterzufagen geben Gewähr dafür, daß auch in den nächsten Heften ein anziehender und wichtiger Inhalt geboten wird.

Franz Herwig: Willi siegt. Geheftet Rm. 4, gebunden Rm. 6. Verlag von Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Die große Menschenliebe, die so oft Herwigs Hand geführt hat, ist auch die Anregerin zu diesem Buche gewesen. Es spielt in den Kreisen von Berlin-Nord und schildert das Alltagsheldentum eines Kindes und jungen Mannes mit lebenswahren Zügen. Wir haben hier einen Entwicklungs- und Erziehungsroman bester Art vor uns, der auf die vielen modernen sozialen Fragen die denkbar einfachste und klarste Antwort gibt.

Trenck. Von Bruno Frank, Roman eines Günstlings.

Dieser Roman des bekannten Münchener Dichters erregte bei seinem ersten Erscheinen als Vorabdruck das lebhafteste Interesse. Er behandelt die Geschichte des friberizianischen Offiziers Freiherrn von der Trenck, dem seine Neigung zur Schwester des Großen Königs zum Triumph und zum Verhängnis wird. Aus Historie und Abenteuer wird hier Gestalt und Schicksal. Das Werk ist bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68, Alte Jakobstraße 156/57 erschienen. Für den geringen vierteljährlichen Mitgliedsbeitrag von Lei 190 erhält das Mitglied einen prächtigen Halblederband nach eigener Wahl und zweimal im Monat die illustrierte Zeitschrift „Die Lese-Stunde“ kostenfrei ins Haus gesandt.

Inhalt

Wintermorgen von Karl-Heinz Schuleri-Hermannstadt.

Dr. Karl Wolff, ein auslandsdeutscher Volksführer von Emil Neugeboren-Hermannstadt.

Ruinenland von Fritz Heinz Reimesch.

Zunehmende polnische Kulturpropaganda in Ost-Oberschlesien von Kurt Baum-Gleiwitz.

Der Bolschewik. Nach einem Ereignis aus dem Baltischen im Kampf um den deutschen Osten von Hans-Jürgen von Sivers.

Rundschau: Kalender des Auslandsdeutschtums. — Dr. Moldin zum Gedächtnis.

— Sinn und Aufbau der Arbeit am Volkstum. — Die Gründung der Deutschen Kunstgesellschaft. — Badener, herausg.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walther Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugpreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A. G., Berlin, W. 9, Röhnerstraße 40/41, bzw. Postcheckkonto, Berlin, NW. 1563 68.